

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1877.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Weihnachten.

Erzählung von W. Stautsky.

(Fortsetzung.)

„Rosel!“ rief ihr Auguste freudig überrascht entgegen.

„Das ist hübsch, daß Sie herüberkommen,“ ergänzte Mahlknecht.

Rosa reichte beiden die Hand hin. „Ich mußte nachsehen;“ sagte sie mit ihrem freundlichen Lächeln, „es gab mir keine Ruhe, ich muß doch wissen, was ihr Schönes da vorbereitet, was die lieben Kinder bescheert bekommen. Ach, wie hübsch so ein grüner Baum mitten in der Stube aussieht, wie reich er gepuzt ist, — und erst, wenn die Lichter angezündet sind! Und hier der Weihnachtstisch schon gedeckt! Sieh, Gnstel, ich habe auch etwas dafür.“ Sie zog, wie verschämt, zwei Püppchen aus ihrer Tasche, die in Seidenpapier vorsorglich gewickelt waren. „Es ist eine rechte Kleinigkeit, aber den Kindern wird es schon gefallen.“

„Ach, wie prächtig!“ rief Auguste, die Puppen von allen Seiten betrachtend, die, im reichsten Phantasiekostüm, ganz in Sammet und Seide gekleidet und mit Flittern förmlich übersät waren. „Aber Rosel, was ist dir nur eingefallen, das ist doch viel zu schön für die Kinder!“

„Bewahre, aber es glitzert, es macht Effekt.“

„Und die schweren Stoffe!“

„Ich habe einige Restchen zusammengekauft, und damit habe ich sie wahrhaft königlich herausgeputzt, meine Püppchen. Nicht wahr, sie werden ihnen Freude machen, den Kindern?“

„Das will ich meinen,“ sagte Mahlknecht. „Aber Sie sollten die Freude mit ansehen, Rosa, Sie sollten sie mitgenießen.“

Auguste zwinkerte mit den Augen der Freundin zu, liebevoll, bittend. „Ja, Rosel, es wäre mein Herzenswunsch, bleib bei uns.“

„Wie gern würde ich es thun,“ erwiderte Rosa lebhaft. „Ich denke mir das so schön und fröhlich, wenn die Kinder jubelnd um den Baum springen, und ihr seid so gut gegen mich, und ich — aber —“ Sie senkte den Kopf und schwieg.

„Na, na!“ machte Auguste. „Sie besinnt sich, sie bleibt.“

„O nein, sie geht!“ rief Rosa, jetzt den Kopf entschlossen in die Höhe werfend. „Es ist ja lächerlich,“ fügte sie mit einiger Heftigkeit hinzu, „wie könnt ihr nur daran denken. Ich und er an einem Tisch, das wäre ein friedliches Mahl!“

„Und Sie vermöchten Ihren Groll nicht einmal für einige Stunden zu unterdrücken?“

„Ich glaube, ich könnte es nicht,“ sagte Rosa treuherzig. „Ich fürchte, wenn er mir so gegenübersäße, es würde wieder alles in mir zu kochen anfangen.“

Mahlknecht lachte. „Ja, bei Ihnen kocht es leicht und geht auch gleich über.“

„Aber selbst wenn ich vergessen könnte,“ fuhr Rosa fort, „er kann mir doch niemals verzeihen, was ich ihm angethan habe. Er muß mich jetzt grimmig hassen. Nicht wahr, er haßt mich?“ fragte sie rasch und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit auf Mahlknecht, als wollte sie die Antwort aus seinen Zügen lesen.

„Um,“ machte dieser und schnitt ein recht bedeutliches Gesicht, hinter dem gleichwohl der Schelm auf der Lauer lag. „Um, entzückt ist er grade nicht von Ihrer Art und Weise, das kann ich Ihnen schon sagen, aber am meisten hat es ihn geärgert,“ setzte er mit leisem Vorwurf hinzu, „daß Sie ihm den Schimpf öffentlich, vor seinen Kameraden angethan haben.“

Rosa senkte den Kopf wie eine Bereuende. „Ich habe ihm eine unauslöschliche Beleidigung zugesügt,“ sagte sie leise, wie zu sich selbst.

„Nun, nun,“ begütigte Mahlknecht, „unauslöschlich, das meine ich nicht, und wenn ich und Auguste uns versöhnend in's Mittel legen, und wenn Sie nur ein kleines Wort der Entschuldigung —“

Rosa fuhr auf. „Ich mich entschuldigen? Niemals! Ich sage Ihnen, Herr Mahlknecht, Ihr Bruder hat die Ohrfeige, die ich ihm gegeben habe, und es war eine tüchtige, mehr als verdient!“ Ihr Ton war leidenschaftlich gesteigert, ihre Miene nahm den Ausdruck triumphirender Genugthuung an.

Mahlknecht zog finster die Augenbrauen zusammen, während er ein verzuckertes Herz durchbohrte, um den rothen Faden hindurchzuziehen. „Gehen Sie, Rosa,“ jagte er, noch immer bohrend, „ich begreife Sie nicht, Sie sind doch sonst eine gutmüthige Person, und grade dem Friz gegenüber sind Sie so rabiat.“

„Rabiat?“ wiederholte Rosa mit zornigem Aufwallen. „Ich bitte Sie, nennen Sie mich nicht so, Herr Mahlknecht. Sprechen Sie nur das abscheuliche Wort nicht aus. Er hat mich ebenso genannt, und mir kommt dabei der ganze Vorfall wieder in's Gedächtniß.“

„Was war es denn nur?“ fragte Auguste, wie besänftigend die kleine, runderliche Hand ihrer Freundin ergreifend. „Was hat es denn nur zwischen euch gegeben? Ich weiß ja eigentlich gar nichts, ich kenne wohl die That, aber nicht die Ursache.“

„Nun, was wird's gegeben haben? Was sind das für

Ursachen, wodurch junge Leute, die sich gegenseitig bisher recht zuvorkommend behandelt, plötzlich in feindliche Wüthende verwandelt werden! Sie gefällt ihm, ich weiß das, und der närrische, verliebte Kerl hat ihr einige Süßigkeiten in's Ohr gewispert, ist vielleicht zuringlich gewesen, obwohl der Fritz sonst ein modester Junge ist, nun, und sie, flink bei der Hand, hat ihm gleich die Abfertigung gegeben."

Er machte eine nicht mißzuverstehende Geberde. Rosa hatte ihre blauen Augen groß und verwundert aufgerissen.

"Aber nein, so ist es nicht," unterbrach sie jetzt mit Heftigkeit, während sie ihre Hände fest und ungeduldig ineinanderpreßte.

"So ist es ganz und gar nicht, was fällt euch ein! Um mich ging es nicht her, um mich handelte es sich nicht dabei, und es ist ebenfalls nicht wahr, daß der Fritz in mich verliebt ist!" Jetzt war sie glühend roth geworden, wahrscheinlich vor Verdruß.

"Wie, es handelte sich nicht um Sie?" fragte Mahlknecht diesmal wirklich erstaunt.

"Ja, warum haben Sie denn so energisch wie ein Kreuzdonnerwetter dreingeschlagen?"

"Weil sich die arme Fanni an ihm rächen wollte," erwiderte die Kleine mit einem beinahe heroischen Ausdruck.

"Wegen der Fanni war es?!" wegen der hochblonden Fanni?" fragten Auguste und Karl fast gleichzeitig. "Ist das möglich?"

"Wegen der Fanni, ja," fuhr das junge Mädchen in steigender Erregung fort. "Ihr wißt, ich und Fanni wir sind bei ein und derselben Maschine beschäftigt. Ich lege ein, sie legt aus. Nun, eines Morgens, nachdem wir unsere Partie gemacht haben, stehen wir beisammen und plaudern, während der Maschinenmeister die Maschine wieder einrichtet, ich merke bald, daß ihr das Mundwerk nicht so flink wie sonst geht, und wie ich sie darauf näher ansehe, bemerke ich, daß sie rothe Augen hat. Hast Zwiweln gegessen? frage ich lachend, ihr aber stürzen sogleich die Thränen aus den Augen. Rosa, sagt sie, ich bin eine unglückliche Person! Ich will weiter fragen, da ruft uns aber der Maschinenmeister wieder zur Arbeit, und da war es mit jeder weiteren Erklärung aus. Ich muß gehörig aufpassen bei der Arbeit, wenn's nicht Makulatur werden soll, ich bin darin noch nicht so geübt, ich wende also meine Augen nicht von meiner Punktur, aber ich höre wie die Fanni, die es viel leichter hat, sich räuspert, wie sie ihr Sacktuch gebraucht, ja mir kommt es so vor, als wenn hie und da eine schwere Thräne aus ihren Augen auf das Papier tropfte, das sie herauszog. Das regte mich unbeschreiblich auf, es machte mich ungeduldig, ich konnte es kaum erwarten bis wir fertig waren. Da läutet's zwölft. Gott sei Dank, der Dreher hört auf zu drehen, die Maschine steht still und ich stürze auf die Fanni los, denn ich sehe, sie will gleich auf und davon. Halt, sag ich, was gibts, was ist geschehen, rede Mädchen! Und sie fällt mir um den Hals und schluchzt: Er hat mich sitzen gelassen. Wer denn? frage ich, du hattest also einen heimlichen Liebsten? Ja, sagte sie, und sie erzählt mir während dem wir Arm in Arm durch den bereits geleerten Saal gehen, wie der Fritz schon während des Sommers immer schön mit ihr gethan habe, und wie er sie Sonntags ausgeführt und traktirt hätte, und daß es so gut wie sicher gewesen sei, daß sie sich heirathen sollen, wenn auch sonst niemand noch davon gewußt hätte. Aber da ändert er plötzlich sein Betragen, der Fritz. Er führt sie des Sonntags nicht mehr spazieren, er hatte ihr bald dies, bald jenes vorgeworfen und heute hatte sie einen Brief erhalten, in dem er ihr schreibt, daß er eingesehen habe, daß sie nicht zusammen passen, und daß sie wohl garnicht glücklich werden könnten, und dann noch ein langes und breites, was weiß ich, aber das Ende vom Lied war, daß es aus sei zwischen ihnen, ganz und gar aus. Daß ihn laufen, sage ich ihr, und denke nicht weiter an den treulosen Menschen. Sie aber sagt: nein, das könne sie nicht und sie müsse sich darüber zu Tode grämen, denn sie sei noch immer in ihn verliebt, und darüber fängt sie gleich wieder zu heulen an. Das geht mir denn an's Herz, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich mit ihr geheult, aber ich zeige mich stark und versuche sie zu trösten so gut ich kann, und wir gehen aus dem Saal und wie wir auf den Korridor kommen, sind die Seher und Drucker und Lehrlinge noch alle da versammelt und lesen eine Kundmachung, die der dicke Anton soeben angeschlagen hatte; wir kümmern uns nicht darum und wollen vorüber, da steht der Fritz vor uns, leibhaftig. Und er grüßt mich, und er grüßt sie. Die Fanni aber, wie sie ihn erblickt, war gleich über der Treppe unten; da tritt er denn noch näher zu mir hin, freundlich, unbefangen, ich aber sehe dem Bosenwicht starr in's Gesicht, der da

vor mir steht als wäre nichts geschehen, als hätte er nichts auf dem Gewissen, als wenn er nicht soeben ein armes Mädchenherz gebrochen hätte, und mich faßt der Zorn über eine so bodenlose Nichtswürdigkeit, und als der Freche mir zulächelt, so hinterlistig süß, und als ich fühle, daß er sich zu mir herabbeugt, um mir ein: Guten Tag, Fräulein Rosa, in das Ohr zu flüstern, da zuckt mir's in den Fingern, da wirbelt's mir im Kopf, und da hat er eine weggehabt."

"Ich kam gerade dazu," sagte Mahlknecht, und mit einem strafenden Blick fügte er hinzu:

"Er hatte die Wange hochroth vor Scham und vielleicht noch mehr von Ihren Fingern. Man sollte es nicht glauben, aber Sie haben eine harte Hand, Rosel."

"Ja, er hat sie gefühlt," rief sie triumphirend, "und das freut mich!"

"Und er blieb stumm, der Fritz, und nahm das hin?" fragte Auguste.

"D, er gerieth in Wuth, und er sagte mir, ich sei ein rabiates Geschöpf, ich sei eine wahre Tigerin, sagte er, und eine Spinne obendrein, und der Mann, der mich ein-

hätte sich dem Teufel bei lebendigem Leibe ver-

"Das können Sie ihm nicht übel nehmen"

er sagte das in der Aufregung."

"Und alle, die uns umstanden, lachten da-

habe Recht. O, sie waren alle gegen mich a-

kümmerte mich wenig, und als er mich bei-

mir sagte, ich müsse ihm jetzt den Grund i-

ihm diese Züchtigung zu Theil werden ließ-

nah zu ihm, und ich fragte ihn, aber so

gierigen Gaffer, die uns umstanden, es nicht yoren konnten, denn

ich wollte das Geheimniß meiner unglücklichen Kameradin nicht

an die große Glocke hängen, ich sagte ihm: das war für die

Schlechtigkeit, die Sie an der armen Fanni verübt haben, ver-

stehen Sie mich?"

"Und hat er es verstanden?"

"Um, er sah mich mit großen Augen an, als hätte er es nicht

verstanden, der Heuchler! es wird ihm in der Folge schon klar

geworden sein, denn er hat mich nimmer darnach gefragt. Aber

seit dem Tage gehen wir uns aus dem Wege, wo wir nur können,

und wenn wir uns ja einmal im Saale begegnen, so sieht er

rechts und ich links."

"Was für uns Unbetheiligte stets ein heiteres Bild abgibt,"

sagte Mahlknecht. "Aber daß es sich bei dieser Affäre um eine

Dritte handelt, das hätte ich nie geglaubt."

"Und daß der Fritz mit Fanni eine Liebschaft hatte, das ist

mir ganz etwas neues," versicherte Auguste.

"Mir auch, er hat nie von ihr gesprochen, während —"

"Während?" fragte Rosa aufhorchend.

In dem Augenblicke hörte man den kleinen Hans jämmerlich

schreien. Die beiden Frauen stürzten in die Küche. Da lag er

auf dem Fußboden auf dem Rücken, schrie, als ob er am Spieß

steckte, und streckte dabei die Beine in die Luft; und Georg sah

ihm rittlings auf dem Bauch und über ihn gebeugt, ein weißes

Tuch wie eine Fahne schwingend, suchte er mit demselben, trotz

der schützend vorgehaltenen Arme des Kleinen, ihm in's Gesicht

zu fahren. Die Mutter lief mit einem Angstschrei auf die Beiden

zu und trennte sie. "Georg, du entsetzlicher Mensch, was thust

du ihm, sag', was hast du mit deinem kleinen Bruder angefangen?"

"Ich habe ihn schneuzen wollen," entschuldigte sich dieser mit

weinerlicher Stimme. "Er hat eine so schmutzige Nase und er will

sie sich von mir nicht putzen lassen, er ist eigenfönnig, Mama."

Dieser Konflikt wurde schnell in's Reine gebracht. Rosa

säuberte zuerst dem noch immer widerspänstigen Hans und hierauf

dem gestrengen Sittenrichter selbst die kleine Nase, da es dieser

nicht minder nöthig hatte, dann wandte sie sich der Thür zu.

"Adieu Gustel, seid recht vergnügt, adieu ihr kleinen Burschen."

Sie schloß auf.

"Und du wirst also ganz allein sein?" fragte Auguste.

"Und mit was bewirtheist du dich?"

"Ich habe mir einen Kügelhüpf gebildet, ich will ihn mir

gut schmecken lassen und dabei an euch denken. Aber jetzt muß

ich sehen, daß ich fort komme, sonst könnte es mir passieren, daß

ich noch mit ihm zusammentreffe." Sie legte die Hand an den

Drücker. "Warte noch einen Augenblick," bat Auguste, die, den

kleinen Hans am Arme, ihr bis zur Thür nachgegangen war.

"Den Weihnachtsbaum mußt du angezündet sehen, wenn auch nur

auf einen Augenblick; es würde mir zu leid thun, wenn du den

schönen Anblick nicht genießen solltest.“ „Aber es ist unmöglich!“ erwiderte Rosa ungeduldig. „Nein, höre doch, ich habe ein Auskunftsmittel. Du wohnst neben an, die Mauer ist sehr dünn, du mußt den Ton einer Glocke hinüber hören.“

„Ich höre alles hinüber.“

„Nun, wohl, sobald alles fertig ist, wird Karl läuten und wir treten hierauf alle in das Zimmer, ich aber werde die Eingangsthür nicht zusperrern und die Zimmerthür werde ich offen halten, du kommst leise herein, und von der dunklen Küche aus kannst du, selber unbemerkt, den Weihnachtsbaum betrachten; du hörst dann den Jubel der Kinder und siehst wie sie sich über die schönen Püppchen freuen werden, die du für sie gemacht hast.“

„Ach, das möchte ich wohl“, sagte Rosa schon halb besiegt. „Und wenn du glaubst, daß ich wirklich unbemerkt bleiben, und wenn du mir versprichst, daß du meine Gegenwart nicht verrathen wirst —“ „Ich verspreche dir alles das, niemand, gewiß niemand soll etwas davon erfahren, auch später nicht; die kleine List bleibt ganz unter uns.“

„Nun, dann komme ich; zwar nur auf einen kurzen, ganz kurzen Augenblick, aber ich muß die Kinder sehen, laß also die Thür offen, und jetzt leb' wohl, Herzensgustel.“ Sie küßte sie rasch und trat hinaus. Sie hatte nur zwei Schritte zu machen und sie war bei ihrer Wohnungsthür. Sie zog rasch den Schlüssel aus der Tasche und beeilte sich damit aufzusperrern. Es war die höchste Zeit, sie hörte sogleich jemand die Treppe heraufkommen, und dieser Jemand nahm immer drei Stufen auf einmal, sie kannte recht gut denjenigen, der diese übermüthige Gewohnheit hatte. Wie ärgerlich, sie konnte in ihrer Eilfertigkeit nicht sogleich das Schlüsselloch treffen, und die Schritte waren so nahe schon. Endlich steckte der Schlüssel, sie drehte ihn um, und schnell, ohne sich nur einmal umzusehen, war sie in der Thür verschwunden. In demselben Augenblick war Fritz vor derselben angelangt. Der junge Mann blieb stehen und holte geräuschvoll Athem.

„Da flüchtet sie wieder vor mir, die Närrin“, sagte er un-müthig zu sich selbst. „Was fürchtet sie? vor mir hat sie Ruhe, ich werde ihr sicher nimmer in den Weg treten.“

Gleichwohl blieb er stehen und starrte so sehnsüchtig nach dieser Thür, als könnte er sie mit seinen Augen aus den Angeln heben. Ahnte er, daß das Mädchen noch dahinter stand und mit neugierigen Augen durch das Schlüsselloch guckte, fühlte er, daß diese Augen mit einem gewissen Wohlgefallen an seinen Zügen hafteten? Wer weiß, mit 26 Jahren hat man so merkwürdige Instinkte. Nach einer Weile nahm er den weichen Filzhut herunter, strich ordnend mit der Hand das dunkle, reiche Haar zurück und betrat dann die Wohnung seines Bruders. Er wurde von den Kindern mit einem Freudengeschrei empfangen, und noch ehe er seinen Oberrock abgelegt hatte, stellte Georg bereits an seinen Beinen allerlei Kletterübungen an. Plötzlich hielt er in seiner Gymnastik inne.

„Ich habe an der Seite hier etwas gespürt, Onkel“, sagte er in kindlicher Bewunderung zu ihm aufblickend. „Etwas hartes habe ich gespürt, sind das deine Knochen, Onkel Fritz?“

„Freilich, du Schlingel“, erwiderte dieser herzlich lachend und den Oberrock noch fester zutnöpfend, damit das Bögelnchen, das er für ihn barg, dem kleinen Aufpasser nicht zu Gesicht komme.

Georg ging wie ein Spürhund rund um den Onkel herum, ihn aufmerksam von allen Seiten betrachtend. „Onkel, laß mich noch einmal greifen“, bat er schmeichelnd.

„Ich möchte fühlen wie hart deine Knochen sind.“

„Weg da mit den Händen; was der Junge für Gelüste hat.“

„Dann will ich reiten, du sollst mein Pferd sein.“ Und ehe sich's Fritz versah, hatte der flinke Burche seine kleinen Beinchen um das kräftige Bein seines Oheims geschlungen und versuchte in dieser Weise sich wie auf einer Kletterstange emporzuhieven.

„Nein, es ist doch zu arg“, zürnte Auguste.

„Sogleich wirst du den Onkel in Ruhe lassen. Fritz, halte dich nicht länger auf mit ihm. Karl wartet bereits auf dich, es wird Zeit zum anzünden, sonst wird uns der Kleine schläfrig.“

Fritz ließ sich dies nicht zweimal sagen. Ohne den verdächtigen Oberrock abzulegen entwandte er sich den visitirenden Händen seines neugierigen Neffen und sich so dünn wie möglich machend, entschlichste er durch die kaum geöffnete Thür.

„Endlich, du Säumniger!“ rief ihm sein Bruder entgegen, „du kommst recht spät, da sieh her, ich bin beinahe fertig.“

Der Weihnachtsbaum in vollem Schmuck war jetzt auf ein Tischchen gestellt, das mit dem gewissen rothen Tuch überdeckt war und darauf waren sämtliche Geschenke in sinnreich zierlicher

Weise geordnet. Die Schachtel mit den Husaren und die Arche Noah bildeten den Hintergrund, die flimmernden Puppen waren mit großer Pretention vorne hingesezt und seitwärts lag das Geschenk für Auguste ausgebreitet: ein Halsragen mit Manschetten, mit einigen himmelblauen Schleifen herausgepußt.

„Ah, da kann ich wohl mein Präsent gleich daneben legen“, sagte Fritz, und er suchte ein kleines vergoldetes Medaillon zu dem übrigen in das gehörige Arrangement zu bringen.

„Besser, das ist für Auguste bestimmt?“ fragte der Gatte.

„Natürlich, für wen sonst?“

„Du kaufst Schmuck? Du bist ein Verschwendler, Fritz, und wie er mich dadurch bei meiner Alten in den Schatten stellen wird, du bist eigentlich ein schlechter Mensch.“

„Ja“, scherzte Fritz, „es steckt eine feine Berechnung dahinter, ich will mir bei deiner Gustel ein Bildchen einlegen, aber jetzt laß mich vor allem meinen Winterrock ausziehen, ich ersticke fast.“ Er zog das Bögelnchen darunter hervor und legte den Rock ab. „Dieser Spizbube von einem Georg hat es gleich weg gehabt, daß es mit meiner Zugesknöpftheit nicht ganz gehener sei, ich sage dir, der Burche ist zu schlau.“

„Das ist er, und dennoch werde ich ihm heute ein K für ein A machen“, sagte der Vater, indem er lachend auf den Rapen zeigte.

„Das ist der Schimmel, nicht war?“ fragte Fritz ebenfalls lachend. „Sehr gut, köstlich, ganz wie neu, aber halt, den spannen wir gleich vor den Wagen.“

„Ja, das thun wir, das wird ihm imponiren, aber ich meine fast, der Burche wird allzureichlich beschenkt. Bringt ihm der auch noch was!“

„Wer hat denn sonst noch was gebracht?“ fragte Fritz verwundert, als könne er sich ein solches Vorkommniß nicht erklären.

„Die Rosa“, versetzte Karl kurz.

„Die Rosa — so.“

„Diese hübschen Puppen brachte sie den Kindern, sie hat sie selbst bekleidet und aufgepußt.“ Fritz langte darnach, er betrachtete sie mit Bewunderung und ließ dann den träumerischen Blick noch lange auf ihnen ruhen, aber er sagte kein Wort. „Sie sind allerliebste, was?“ fragte Karl nach einer Pause, während dem er noch einmal alles mit zufriedenen Augen angehehen.

„O ja“ — „Sie hat Geschmack, das muß man ihr lassen.“ — „Den hat sie“, sprudelte Fritz heraus.

„Sie ist selbst immer so nett, so reinlich — so.“

„So appetitlich, zum anbeissen“, ergänzte Bruder Karl. — Fritz wandte sich ab. — „Ihr seid noch immer unverzöhnt?“

„Und werden es auch bleiben, sie ist —“, er stockte wieder. „Sie ist unausstehlich“, rief er mit Heftigkeit.

„Meinetwegen“, versetzte der Andere, scheinbar gleichgiltig.

„Aber ich bitte dich“, fuhr er dann mit einem recht malitösen Lächeln fort. „Warum trägst du denn diese Püppchen im Zimmer herum und drückst sie dabei zärtlich an dein Herz? Gefällt dir das Spielzeug, Frischchen? Nun, ich wette, wenn Rosa das wüßte, sie machte dir einige solche Dinge, trotz eurer Feindschaft.“

„Ich bitte dich, spotte nicht“, rief Fritz halb ärgerlich, halb lachend, indem er die Püppchen rasch an Ort und Stelle legte.

„Du kannst dich lustig machen, freilich, du hast es gut getroffen, du hast eine liebenswürdige, sanfte Frau bekommen, eine wahre Taube, aber —“

„Was, aber? Du hast noch gar keine Frau dächte ich, wie kannst du Vergleiche anstellen? Oder hättest du deine Augen vielleicht auf ein kleines, zorniges, rachschüchtes Ungethüm geworfen, du Fritz?“ Er drohte schelmisch lachend mit dem Finger.

„Du, ich will nicht hoffen.“

„Ich werde garnicht heirathen, punktum“, stieß dieser mit einer Art verzweifelter Resignation heraus. „Ich werde das Glück der Familie niemals kennen lernen, ich werde als alter Junggeselle sterben.“

„Das ist aber tragisch.“

„Und wenn ich etwas hinterlasse, sollen es deine Kinder erben.“

„Ich danke dir, das ist sehr edel von dir, Bruder, aber ich will dir Gelegenheit geben, dich noch bei lebendigem Leibe deinen präsumtiven Erben nützlich zu machen, indem du ihnen jetzt den Weihnachtsbaum anzündest.“

„Nein, das kannst du thun“, sagte Fritz wider Willen lachend.

„Ich gehe, ich habe genug an deinen Späßchen, und ich will lieber Georg auf den feierlichen Moment vorbereiten.“

„Gut, und wenn ich dann läute, so stürzt ihr alle herein.“

„Wir stürzen herein; o, ich bin nur neugierig auf das Gesicht, das dein Bube dazu machen wird.“ (Fortsetzung folgt.)



REYNER

Burg Melsheim. (Seite 119.)

# Die Pumpern und Seuchen.

Von Dr. S. Oidtmann.

**Motto:** Damals (1529) wurden die Kranken von ihren Aerzten mit drei schweren Bollen, Wolfspelz u. 24 Stunden zugedeckt. Bessere Aerzte warnen vor diesem „niederländischen Regiment“, so Kröll: „Mich verwundert, daß du um den Mund und nasen nicht auch verstoffest, damit der Luft durch den athem nicht eingeholt wurde. Zudem wollt ich gern wissen, aus was ursach der Kranke 24 stund solle schwinen on unterlaß? Ja wan's eyn pferd oder ochs were.“ (Haejer.)

Die ungemein große physikalische Absorptionskraft der Woll- und Kleiderfaser, mit anderen Worten, die Aufsaugkraft der Wolle und Lumpen entpuppt sich in neuerer Zeit als der Hauptfaktor für das Zustandekommen und die Ausbreitung sowohl der sporadischen wie der epidemischen Blatternerkrankungen. In dem Maße, wie diese Thatsache entnebelt wird, tritt bei allen Gebildeten das Schreckgespenst des Nichtgeimpfseins immer mehr in den Hintergrund, besonders da die Ortsstatistik des Pockensterbens allenthalben erkennen läßt, daß zu Seuchenzeiten nicht die Ungeimpften, sondern — mit Ausnahme der ungeimpften Säuglinge — stets die Geimpften und zweifach dreifach Geimpften es waren, welche zuerst und in Massen erkrankten und hinstarben. — Es ist ein großer Fortschritt in der Seuchenkunde, daß man endlich anfängt, die Blattern als eine Woll- und Lumpenkrankheit oder — wie bereits die technische Bezeichnung lautet — als eine „Haderkrankheit“ anzusehen. — Die Pocken folgen in ihrem Auf- und Abmarsche unter der Bevölkerung nirgends den Zahlenoscillationen des Nichtgeimpfseins, auch nicht den an Pocken erkrankten Leibern, sondern nur den Wanderungen der von pockenkrankten Leibern und Stubenlüften durchgasteten textilen Stoffe. Dieser Satz bezeichnet eine neue Richtung für die Forschungen nach den natürlichen Ursachen der Pocken, nämlich die Fährte zur Auffindung der Absorptionsverhältnisse der Kleider.

Gleichwie bekanntlich Professor von Liebig, als er die alte Sticksstofftheorie der Düngerlehre stürzte und an ihre Stelle die Mineraldüngerttheorie setzte, viele Jahre lang in einer Kette von Irthümern verstrickt blieb, weil, wie er selbst gesteht, er und alle Welt nicht wußte, daß die Ackerkrume auch die in Wasser gelösten Düngsalze nicht durch sich hindurchlasse bis zur Sättigung, sie vielmehr auf dem Durchmarsche festhalte und in sich verdichte, — fast buchstäblich genau so ergeht es unseren Aerzten und Hygienikern mit der Bodenlehre. Man durchlese die ganze impffelige Pockenliteratur der alten und neuen Heilkunde, man durchstöbere — wie ich es gethan — in den Bürgermeisterakten die Pockenjournalle der Seuchenjähre: nirgends sehen wir auch nur die geringste Andeutung, daß man mit den Absorptionsverhältnissen der „Lumpen“ bekannt gewesen wäre. Die Aerzte, welche insgesammt mit der Lanzette nur gegen das Luftgebilde des Nichtgeimpfseins zu Felde zogen, ließen die erstaunlich großen

Absorptionsleistungen der Kleiderstoffe, namentlich der Wollkleider, gegen kranken Hautdunst unbeachtet. Daher, angesichts der schlafenden Tagespresse, die beispiellose Begriffsverwirrung in der Pockenfrage, daher der wahnsinnige Kulturkampf gegen die reichsfeindlichen Leiber ungeimpfter Säuglinge und Schwächlinge mit Giftlymphe und Lanzette! Daher endlich die unbewußte Toleranz gegen die wahren und wirklichen Träger des Pockengiftes, gegen die Lumpen in allen Formen und Stoffen.

Die Betonung der Absorptionsgesetze für die Erklärung der Seuchenausbreitungen hat uns auf von Liebig und seinen langjährigen verzweifelten Agrikulturkampf geführt. Auch er hatte, wie wir Impfgegner heute, so ziemlich alle seine Zunftgenossen in allen Ländern gegen sich erbittert. Aber er siegte dennoch durch die Ausdauer und durch die schließliche Unanfechtbarkeit seiner Beweisgründe.

Wir Impfgegner — man erlaube uns den Vergleich — stehen in dem hartnäckigen Impffreite immer noch nicht so verlassend da, wie einst der junge von Liebig, als er mit seiner „Mineraltheorie“, dieser großen, weltbewegenden Reform der Landwirthschaft vor seine Kollegen trat und Vorurtheile zu bekämpfen hatte, welche älter noch und zäher waren als der Impfwahn, und Autoritäten besiegen mußte, welche in der Ackerbauchemie mindestens für ebenso unfehlbar, wie heute unsere Gegner Virchow und Genossen in der Impffrage galten. Viele Jahre lang wagte kein Mensch, weder Fachgelehrte noch Landwirth, auf von Liebig's Seite zu treten. Im Lager der Gegner von Liebig's, so hieß es, seien ja alle Intelligenz, alle Theoretiker und alle Praktiker zu finden; alle Erfahrung, alle Statistik,

alle Vernunft spreche entschieden gegen Liebig's Theorien, folglich könne Liebig, als einziger und isolirter Gegner der altbeseitigten „Sticksstofftheorie“ unmöglich recht haben, er könne nicht durchkommen. Selbst die königliche Agrikulturgesellschaft in England verurtheilte auf Grund aller übereinstimmenden Autoritätsgutachten rücksichtslos die Lehren Liebig's, und die Sache des rationalen Feldbaues, wie Liebig, von aller Welt verlassen, allein sie beharrlich verfochten, schien für immer gerichtet und begraben.

Grade so wie heute die Impfgegner in der Impffrage, warb damals Liebig unter seinen Fachgenossen vergebens um Bundesgenossen für seinen hoffnungslosen Agrikulturkampf, vergebens schaute er in allen Ländern ungeduldig nach Anhängern seiner Theorie sich um, allein alles, was Autorität im Lande hieß, Landwirth, Professore und Hofrätthe, alle trennten sich von Liebig und wagten nicht, für die klare Wahrheit einzustehen; mächtiger als die Wahrheit erwies sich hier, wie heute in der Impffrage, ein hundertjähriges Vorurtheil der Welt — Liebig wurde ob seiner freimüthigen Opposition gegen die haltlose, alte Düngerlehre verlacht und verspottet. Es verrieth Mangel an



Petrarca. (Seite 120.)

Intelligenz, auf Liebig's Seite zu treten. In seinem Unmuth über die offenbare Verblendung der ganzen gegnerischen Welt, in welcher er lebte, und über die Theilnahmlosigkeit der Millionen undantbarer Menschen, für deren wirtschaftliche Güter er unverdrossen und opfermüthig weiter kämpfte, schrieb von Liebig in seiner Agriculturnchemie jene denkwürdigen Sätze nieder, welche das ganze mit Liebig zerfallene Zeitalter beschämen sollten und welche auch für unsere impfgegnerische Stellung in dem Impfstreite heute volle Geltung haben:

„Man kann sich denken,“ schrieb von Liebig, als seine Bekämpfung der „Stickstofftheorie“ von allen Seiten verlacht und verhöhnt wurde, „daß der Kampf mit solchen Ansichten geeignet war, alle Hoffnungen auf einen künftigen Erfolg zu verlöschen. Aber ich dachte mich einem Soldaten gleich, der für eine gute Sache kämpft und seinen letzten Blutstropfen dafür einsetzen will, und dem die Tapferkeit und seine guten Waffen nicht allein zum Siege verhelfen, wenn er nicht außerdem Hunger und Durst und alle Beschwerden eines Feldzuges zu ertragen und sich durch Moräste und Sumpfe seinen Weg zu bahnen weiß, und so nahm ich denn den Widerstand, den meine Lehre fand, als von der Natur einmal gegebene Hindernisse an, welche durch Beharrlichkeit und Ausdauer überwunden werden mußten.“

Auch wir Impfgegner, die wir Tradition, Staat, Kapital, die Fach- und Tagespresse, die geschlossene Phalanx der für's Impfen fanatisirten Aerzte und ihrer Vereine, die Indolenz des so schwer zu interessirenden Publikums und — ein preussisches Brotkorbgesetz, welches dem Arzte, welcher gegen das Impfen spricht, den Brotkorb höher hängt\*), in bitterster Feindschaft gegen uns haben, wir Impfgegner denken uns, wie der junge Liebig, Soldaten gleich, die für eine gute Sache des Volkes und des Staates, und zwar mit den geistigen Waffen der Statistik, gegen einen gemeinen Aberglauben unentwegt weiter kämpfen und ihren letzten Blutstropfen für die Wahrheit einsetzen wollen. Auch wir fühlen im Impfkampfe mit von Liebig alle jene Beschwerden und persönlichen Nachstellungen, die jeder geistige Feldzug gegen einen altbefestigten Staats- und Volksaberglauben dem exponirten Krieger auf Vorposten auferlegt; auch wir müssen „durch Moräste und Sumpfe uns die Wege bahnen“ und so nehmen wir denn den Widerstand, den unsere Lehre, den unsere statistischen Zahlen — ja Zahlen — finden, als von der Natur einmal gegebene Hindernisse an, welche durch Beharrlichkeit und Ausdauer überwunden werden müssen. Bis jetzt haben seit 1801 unsere Gegner von Etappe zu Etappe noch immer zum Rückzug geblasen, die große Deroute derselben kann also nicht mehr fern sein, denn Zahlen werden endlich doch beweisen!

Wir kehren nach dieser kulturkämpferischen Abschweifung wieder zur Theorie vom Lumpencharakter der Pockenpeste zurück. — Nach den Regeln der Logik fällt zwar im Impfkampfe das onus probandi, die Beweislast, nur denjenigen zu, welche das Dasein eines Impfschutzes behaupten, und nicht uns Impfgegnern, die wir, auf Zahlen gestützt, die Existenz eines solchen Schutzes einfach leugnen und den Glauben an einen solchen Pockenschutz für einen plumpen Volksaberglauben erklären; gleichwohl lassen wir uns, die wir die Startgläubigkeit des gängstigen deutschen Volkes in hygienisch-abergläubischen Dingen satfam kennen gelernt haben, zu dem weiteren Schritte herbei, daß wir dem Fluche, der ungerechterweise auf dem Nichtgeimpften eines Neugeborenen lastet, den eigentlichen Pockenatentäter, die wandernden Wollen und Lumpen entgegenstellen.

Wir sehen in der Geschichte die Rastperioden und Rastplätze der Pockenpeste, z. B. das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts mit seinem großen Pockensinken, jedesmal durch gewerblich-hygienische Reformen großen Stils bezeichnet. Zu diesen Reformen gehörte, wie wir gesehen haben, die systematische Lösung der Wollpocken in den inländischen Schafherden. An diese kulturgeschichtliche Reinigung der Rohwolle reihen sich zunächst a) der gesteigerte Lumpenverbrauch in Papierfabriken, Kunstwollindustrien, Fäuldüngewirtschaften u. s. w.; b) die allgemeine Einführung der periodischen Wechselwäsche für Leib und Bett, in Verbindung mit den Fortschritten der Seifenfabrikation und der Rasen- und Kunstbleiche.

\*) Mir wurde in Berlin im Ministerium gesagt, ich könne trotz besten Prüfungs- und Kriegsverdienst-Zeugnissen nicht Kreisphysikus werden, solange ich nicht für's Impfen sei!!! Und viermal ist mir bis dato ein konturrenzloses Dorpphysikat aus diesem Hauptgrunde rundweg abgeschlagen worden! Solcher Waffen bedient sich der Staat der Intelligenz im Kampfe um den zusammenbrechenden Impfwahn! D. Bf.

Der Lumpenverbrauch sonst und jetzt. — Ich habe in meiner ... barchenschaft aus dem Jahre 1624 ein Haus in unveränderter Gestalt: als Fenster der Thor- und Schlafstuben dienen kleine, düstere Loken von zwei Fuß im Geviert, zum Belüften und Belichten der Schlafkammer nicht benutzbar. Hier schliefen die Leute ihr Kryptogamenleben unter und zwischen aufgestauten Kleiderlumpen, nackend zwischen Rohwolldecken, jeder kinnenen, waschbaren Hemden und Zwischendecken baar, von Dunst- und Athmungsdiätetik noch nichts ahnend. Und da sollte es — trotz der tollsten Impferei des vorigen Jahrhunderts — keine perennirenden Hautseuchen, keine unausrottbaren Pockenester gegeben haben! Zu den nämlichen Stuben wurde aber auch die Wollschur der pockenfranken Hausschafe getrocknet. Was wußten die Aerzte damals davon, daß man sich Seuchengift auch hereinathmen kann! — Möchten doch unsere Hygieniker etwas mehr Kulturgeschichte in den Kumpelkammern des Volkes studiren, dann würden sie bald von dem Steckenpferde der Impfreiterei herabsteigen! — In die Verwahrlosung des Stubenlebens im Volke bezüglich der Wollen- und Lumpenhegung kamen einige aufräumende Stöße um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts schon durch die aufstrebende Volksbewegung der Encyclopädisten und die daran sich knüpfende, alle Winkel säubernde Revolution; die Kriegsmärche ventilirten die alte Wolle auf dem Leibe. Der Haupthebel aber, das Aufstaunen der Lumpen zu heben, war der schnelle Aufschwung der Papierfabrikation, besonders die Einführung einer Methode, aus Wolllumpen Packpapier zu fabriziren. Von dieser Zeit datirt erst die Massenbesinfizierung der lebenden Menschenhäute und ihrer Dunstzonen in den Häusern.

Der gesteigerte Lumpenverbrauch brachte um das Jahr 1807 — dieselbe Zeit als auch der Schweiß der pockenfranken Schafswollen außer Verkehr gesetzt wurde — eine Nachfrage nach Lumpen zuwege, welcher kaum zu genügen war; die Lumpen und in ihnen die Hautmauerstoffe der Menschen wurden nun nicht mehr alt, nicht mehr faul in den Häusern, nicht mehr faul auf den Leibern, wie ehemals. Das war die Zeit, als Hufeland und seine Zeitgenossen des alten Blatterminotulirens überdrüssig geworden waren und nun anfangen, sich mit dem Kimbus des Jenner'schen Kuhpockenschwinds zu umgeben. Diese gefahrten Herren sahen nicht, wie neben ihnen her eine großartige Industrie, die Lumpenzerstampfung, als die radikalste Sanitätspolizei, reinigend und segnend durch's Land zog und Bürgern und Bauern die alten, stinkenden Lumpen von den trägen Leibern riß und aus den Spinden und den Betten holte und so unbewußt die gefährlichsten Brutnester der Seuchen überall ausrottete. Die Aerzte dünkten sich auch damals schon viel zu vornehm, als daß sie die Kulturgeschichte und die Statistik der Volksgewerbe eines Studienblickes gewürdigt hätten, sie — impften, unterdeß vollzogen andere die permanente Massenabfuhr der Seuchengifte und tilgten die Seuche. Man muß mit der Nase des Hygienikers die Lager und Abladeplätze, der Lumpensammler und die Werkstätten der Lumpenfortirer aufgesucht haben, um zu begreifen, was es heißen will: im Anfange dieses Jahrhunderts wurden die getragenen Lumpen für vogelfrei erklärt und bekamen Geldwerth! Das war eine volkswirtschaftliche und gesundheitswirtschaftliche Lösung, deren Bedeutung von den einseitig nur auf Klinik und Krankheitsnamen dressirten Aerzten unmöglich neben der vergötterten Impfnadel gewürdigt werden konnte. Nur durch dieses Nichtsehen der großartigsten Entgiftung der Menschheit von den Hautschladen der Lumpen wurde es möglich, daß die Aerzte die mausbräulichen schönen Folgen dieser permanenten Schweiß- und Talgabfuhr, das Zurückweichen der Seuche, dem Sput der Jenner'schen Impfspielerei zuschrieben und diese — zur Schande des 19. Jahrhunderts — durch Gesetz und feile Presse vergöttern ließen. Wenn erst unsere junge Hygiene soweit sich vom Herkommen emanzipirt haben wird, daß sie unsere Heilabekten, die angehenden Mediziner, bisweilen auch über den engen Gesichtskreis der Kliniken hinaus in's Leben des Volkes und in die treibenden Gewerbe hineinführt und ihnen den Blick für diese unter uns wohnenden, leibhaftigen Krankheiten- und Gesundheits-„Genien“ öffnet, dann erst wird es auch besser mit der natürlichen Bewältigung und Vorbeugung der Seuchen und Einzelerkrankungen; die Gesundheitswacht wird dann eine wissenschaftlich bewußte werden, wie sie bisher nur eine unbewußte war. Wenden wir uns also zunächst der lumpenverzehrenden Papierfabrikation zu und überzeugen uns, inwiefern dieselbe an dem numerischen Sinken des Pockenkrankens und Pockensterbens an der Schwelle unseres Jahrhunderts ihr großes Theil gehabt hat. (Schluß folgt.)

# Deutschland. Festszeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von D. S.

## V.

Da tagten sie zusammen in Koburg, die Turner aus Süd und Nord, und wollten Deutschland unter einen Hut bringen, und zwar unter den Hut des Herzogs Ernst von Koburg, der aber grade in Baden-Baden weilte und dem Herrscher an der Seine sein Kompliment machte. Sie tagten und beriethen und konnten selbst nicht einig werden, nicht einmal darüber, auf welche Weise die turnerischen Bestrebungen und Arbeiten centralisirt werden sollten.

Die Männer des Südens und des Westens verlangten eine thatkräftige Bewegung und Centralisation, sie wollten unter dem schwarz-roth-goldenen Banner auch die politische Freiheit des Volkes erkämpfen, während besonders die Herren aus Berlin und Leipzig jede politische Meinung ausgeschlossen haben wollten.

Grade so wie späterhin der alte Papa Wrangel — Verzeihung, ich wollte sagen der alte Papa Schulze — die Politik aus den Arbeitervereinen zu verbannen suchte.

Politik ist Privatsache des Einzelnen, riefen die Herren Angerstein, gegenwärtig Oberturmwart in Berlin und Ritter des rothen Adlerordens, und Martens, während der Stuttgarter Kallenberg die Turnerbewegung zu einer Freiheitsbewegung machen wollte, allerdings, wie es mir nachher einleuchtete, mit dem Herzog von Koburg an der Spitze.

Die Herren Georgii, Festpräsident, und Dr. Göz, Redakteur der „Turnzeitung“, blieben neutral — es geht ihnen heute noch immer so, diesen Urbildern des deutschen Philistertums — sie nennen sich Demokraten, wollen aber um keinen Preis die „Volksregierung“.

Ein Antrag auf Gründung eines „Allgemeinen deutschen Turnerbundes“, den Kallenberg stellte, wurde nach lebhafter Diskussion abgelehnt, „weil das Volk noch zu sehr eingeschüchtert sei“, wie die Leipziger und Berliner bemerkten. — Seit 1848, wo sich das Volk „einschüchtern“ ließ, waren volle zwölf Jahre verflossen, und so wird das Volk, nämlich das „Volk“ jener Herren und ihrer Sippe, die das Koburger Turnfest leiteten, wohl für immer eingeschüchtert bleiben. — — —

Erzählen wir nun kurz den Verlauf des Festes. Nach dem „Turntage“, von welchem noch ein „ehrfurchtsvoller“ telegraphischer Gruß an den Herzog von Koburg nach Baden-Baden gesandt wurde, am 17. Juni 1860, fand Nachmittags der Festzug und das Schanturnen statt, bei welchem die Leipziger Turner sich besonders hervorthaten. Der Festpräsident, Rechtsanwalt Georgii aus Eßlingen, hielt die Festrede und forderte am Schlusse derselben die Turner auf, die Häupter zu entblößen und an das Vaterland zu denken. Georgii selbst stand hoch auf der Tribüne und ließ circa 1200 Turner mit entblößten Köpfen vor sich stehen, solange bis es einigen jungen Burschen langweilig wurde, die ein Hoch ausbrachten und somit den Bann lösten. Diese lächerliche Komödie hat später manchen Festgenossen noch geärgert.

Am 18. Juni war Feuerwehprobe, Schwimmübung, Turnfahrt nach der „Beste“ und dem Schlosse Rosenau. Abends fand der Kommers in der Reithalle statt.

Wir ist noch erinnerlich, daß sehr viel und sehr viel dummes Zeug über Schleswig-Holstein geredet wurde; auch wurde ebenso viel bei diesen Toasten geweint. Da fuhr plötzlich wie ein leuchtender Blitz die kurze, fernige Ansprache des Dr. von Sch. dazwischen, der einen Toast ausbrachte auf die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz, in England und dem fernen Amerika, „auf die treuesten Söhne des Vaterlands!“

Alle Sentimentalität war plötzlich verschwunden, ein brausender, nicht endemvullender Beifallssturm erfüllte die Halle, die Augen der deutschen Jugend leuchteten in Begeisterung und Jornesgluth darüber, daß das Vaterland die besten seiner Söhne geachtet habe. — Die Angersteine, die Göze, alle die Streber und Angstmichel machten schier verwunderte und lange Gesichter und griffen den Redner später seines freien Wortes halber an: „Seine Hoheit der Herzog dürften derlei Toaste ungnädig aufnehmen.“

Des andern Tages, am 19. Juni, wurde eine Turnfahrt nach dem Kallenberg, einem Lustschlosse des Herzogs, gemacht und mit einem Kriegsspiel verbunden.

Die Festleiter, die beim Herzoge einquartirt waren, hatten die Turner in zwei Heerhaufen getheilt; die Lösung des einen,

der meist aus Thüringern, Süd- und Westdeutschen bestand, war „Koburg“, die des andern, der sich aus Berlinern, Leipziguern, Schlesiern und Ostpreußen zusammensetzte, lautete „Deutschland“.

Nach langem Manövriren siegte Koburg über Deutschland. Erst später ist es manchem harmlosen Turner, der sich mit Vergnügen dem Spiele hingeeben, eingefallen, daß er zu einer einfältigen Komödie beigetragen hatte, die die Herren Georgii, Kallenberg, Göz u. dem Herzog von Koburg aufführten.

Es sollte der Sieg Koburgs über Deutschland die Kaiserkrone versümmbildlichen, welche dem Herzog von Koburg gebühre! — —

Der Herzog war auch inzwischen von Baden-Baden zurückgekehrt und empfing einige Deputationen; vorher war ich gleichfalls begierig gewesen, dem Herrn vorgestellt zu werden, doch nachdem ich die aufgeführte Komödie begriffen, dankte ich für die Ehre.

Des Abends war Ball im Theater. Da der Herzog und die Herzogin ihr Erscheinen zugesagt hatten, stellte das Festkomité an sämtliche Turner das Ansuchen, in weißen Glacehandschuhen zu erscheinen, was um so lächerlicher war, da die sonstige Kleidung der meisten Turner in äußerst derangirtem Zustande sich befand. Es konnten ja nicht alle Festtheilnehmer großes Gepäck bei sich haben, wie die Herren Festleiter, die schon in ihrer Heimath wußten, daß sie bei dem Herzoge logiren würden. Infolge dessen fielen die Herren bei der Glacehandschuhdebatte auch mit ihrer Ansicht durch, und das Erscheinen auf dem Balle wurde nicht von den weißen Glacehandschuhen abhängig gemacht.

Das war auf dem Balle ein Scharwenzeln um den Herzog und die Herzogin herum! Ja, mancher frisch-fromm-fröhliche und freie Turner war entzündet, wenn er nur die Robe der Frau Herzogin streifen konnte. Die deutsche Servilität zeigte sich da in ihrer ekelregendsten Weise.

In erster Linie beschäftigten den Herzog natürlich die Herren Georgii, Göz und Genossen; ob dieselben sich schon als künftige Reichsminister dem Herzoge vorstellten, das konnte man nicht hören, aber glauben konnte man es, denn diese Herren haben selbst gemeint, daß sie einst Reichsminister werden würden, und was sind sie jetzt? Georgii ist auf dem antisozialistischen Kongress, der jüngst in Gera tagte, zum Ausschußmitgliede gewählt worden, — also doch Minister, wenn auch nur des Dr. Marx Hirsch; Angerstein hat den rothen Adlerorden erhalten und stimmt über den Hertweghschen Spruch nach:

Adler, ihr klaffischen Adler, ihr ordentlich rothen und schwarzen —  
Wo nur immer ein Aas, sammeln die Adler sich schnell.  
Und Göz ist noch immer Göz geblieben.

\* \* \*

Lassen wir die Streber und Simpelmeier laufen und wenden wir uns zu einer Gruppe tübingen und erlanger Studenten, die sich mit mehreren Turnern aus dem Handwerkerstande in einem Nebenzimmer des Theatersaals bei einem Glase Bier unterhalten.

„Es hat gar keinen Sinn, wenn wir einen akademischen Turnverein gründen“, rief ein hübscher, blonder Schwabe aus Tübingen, „die meisten unserer Kommilitonen turnen doch nicht und außerdem wird durch die Exklusivität ja der eigentliche Zweck der Turnvereine, die Ausbildung des ganzen Menschen und des ganzen Volks verhindert. Aus unserem Umgange können hier unsere Freunde etwas lernen, aber ganz bestimmt können wir noch mehr von ihnen lernen, und zwar in Bezug auf das praktische Leben. Ich habe mich in diesen drei Tagen vorzugsweise mit den Handwerkern und Arbeitern, die sich hier als Turner befinden, unterhalten und befinde mich sehr wohl dabei und habe noch gelernt.“

Ein erlanger Student hielt es für sehr zu überwinden, die in studentischen Kreisen seien — jeder Handwerksgefelle sei ein Student, und deshalb müßten erst oft Bahnbrecher einer vernünftigen Anschauung

„Das wäre nur Strohfleuer“, rief ein Gefelle, der aus einer nahen thüringischen kommen war, „ein Strohfleuer verlißt bald ist, daß in den Turnvereinen die Söhne

Bevölkerung längere Zeit turnen und miteinander leben, so fe auf die Dauer aus den Turnvereinigungen für die Gesamtheit nichts Ersprießliches entstehen; einige Turnenthusiasten und Turnkünstler schließen sich zusammen, und außerdem werden wir gar bald in jeder Stadt, wo man das Turnen pflegt, zwei, auch drei Turnvereine haben, in welchen die einzelnen Klassen vertreten sind. Und die Möglichkeit des längeren, innigen Zusammenlebens der verschiedenen Stände bestreite ich, gestützt auf meine Erfahrungen. So interessant im allgemeinen das fast verfloßene Fest war, so konnten dem aufmerksamen Beobachter die verschiedenen Strömungen, die dasselbe beherrscht haben, nicht entgehen, und der noch aufmerksamere Beobachter findet die Ursache der verschiedenen Strömungen in den verschiedenen hier vertretenen Klassen.“

Einer der Studenten reichte dem erregten Handwerksgefelln die Hand und meinte: „Du siehst zu schwarz; wir sind alle gleich.“

„Ja, alle gleich — euch stehen Meuter und Würden und ein gewisses Wohlleben bevor und uns das ewige Einerlei geistfötdtender Arbeit, die täglich 12 volle Stunden währt, und im Alter Siechthum und Noth;“ entgegnete der Geselle bitter, „doch trinkt, lassen wir das ernste Gespräch und gehen wir lieber in den Ballsaal, wo unsere Festsleiter der Herzogin die Schleppe tragen; die wird froh sein, wenn sie den gemüthlichen Schwaben

in Göttingen und den sentimentaln Sachsen aus Lindenau los sein wird.“

Die Studenten lachten laut auf und Arm in Arm wandelte die kleine Schaar dem Ballsaale zu, wo sich eben der Herzog und die Herzogin verabschiedeten. Großer Lusch — tiefe Verbeugungen — ein langes, schmerzliches Nachsehen aus schwäbischen und sächsischen Augen — ja, ein Nachsehen.

Bald sah man die Studenten und Handwerker mit den hübschen koburger Bürgermädchen sich im Kreise drehen und im Vorüberfliegen rief der tübinger Student dem Handwerksgefelln aus Thüringen zu: „Siehst du, hier hören die Standesunterschiede auf!“ Die beiden jungen Freunde tanzten nämlich mit zwei Schwestern, und es haben, wie mir später mitgetheilt wurde, beide Paare den Tanz fortgesetzt durch das Leben und sind leidlich glücklich geworden — aus dem schwärmerischen Studenten wurde ein recht pffiffiger Advokat und aus dem unbewußten Sozialisten ein braver deutscher Reichspffilister.

Zu Koburg aber ist seit dem Feste die Turnerei immer mehr in Abnahme begriffen gewesen.

## zur Geschichte der Jakobinermütze.

Die Zeichen der Knechtschaft werden nicht selten zu Symbolen der Freiheit. Bis 1792 war die rothe Fahne in Frankreich ein Zeichen der Unterdrückung und des Martialgesetzes. Im Juli genannten Jahres, als die Lava der Revolution mächtig in Fluß gerathen und die Vorbereitung zur Entthronung des Königs emsig getrossen wurde, wählte das pariser Volk dieselbe zu seinem Panier und versah sie mit der deutlichen Inschrift: „Martialgesetz des souverainen Volkes gegen die Rebellion der vollziehenden Gewalt.“ Heute ist eine rothe Fahne in aller Welt das Panier des Proletariats; erinnert doch schon ihre Farbe an den „besonderen Saft“, mit welchem von jeher die verbläbte Schrift der Freiheitsbriefe aufgefrischt werden mußte . . .

Die rothe Mütze war zuvor schon ein revolutionärer Schmud. Unter dem in Nancy garnisonirenden Schweizerregimente Chateaufvieux brach nämlich während des Späthommers 1790 eine Meuterei aus, nach deren Niederwerfung die Offiziere von zwei andern in französischem Solde stehenden Schweizerregimentern ein furchtbares Urtheil fällten. Ein Soldat wurde gerädert, 23 seiner Kameraden wurden gehängt, 41 nach Brest auf die Galeeren geschickt, viele andere in's Gefängniß geworfen. Die schweizerischen Regierungen dokumentirten ihren landesväterlichen Jörn über „die besudelte Fahnentreue“ durch den Beschluß, sämmtlichen Betheiligten die Rückkehr in's Vaterland zu verbieten und sie zur Rückerstattung „des ihren Hauptleuten gewaltthätig Erpreßten“ anzuhaltten, eventuell ihr in der Heimat befindliches Vermögen zu konfisziren. Daß die erste Ursache der Rebellion in der niederrächtigen Ausbeutung der Soldaten durch ihre „würdigen Vorgesetzten“ lag, kam nicht in Betracht, die „Fahnenehre“ verlangte ein Opfer . . .

Mittlerweise ging die konstitutionelle Periode der Revolution rasch zu Ende und jetzt fand auch das Ereigniß von Nancy eine andere Beurtheilung. Vielleicht um so mehr, als man sich wohl erinnerte, daß das Regiment Chateaufvieux seinerzeit beim Sturm auf die Bastille verweigert hatte, auf das Volk zu feuern. Als daher im September 1791 eine Amnestie für politische Verbrecher ausgesprochen wurde, ertheilte Ludwig XVI. den Auftrag, bei den schweizerischen Regierungen darauf zu dringen, daß sie die Verurtheilten des Regiments ebenfalls an dem Gnadenakte Theil nehmen lassen.

Allein im Lande Wilhelm Tell's wollte man erwachten „Insubordinationsgeist“ nicht die Begnadigung ward abgelehnt. Bevor Schreiben in Paris eintraf, war es bereits Eine Menge von Klubs, Deputirte, die von Brest, sogar die Rätthe des Departementes Fürbitte eingelegt und am 31. Dezember Versammlung die Befreiung der Sträflinge. Es war beinahe ein Triumphzug. Am bekleidet mit ihren rothen Galeerenmützen

und der Uniform der brester Nationalgarde, den Einzug. Nach hitziger Debatte erkannte ihnen die Nationalgarde die Ehre der Sitzung zu. Geführt von Collet d'Herbois traten sie in den Saal, schwuren der Nation Treue und begaben sich hierauf nach dem Lokal des Jakobinerklubs, wobei ihnen auf einer Pike eine mit Lorbeer umwundene Galeerenmütze vorangetragen wurde. Präsident Bergniaud, so erzählt der schweizerische Historiker Karl Morell („Die Schweizerregimenter in Frankreich; 1789—1792“), empfing sie mit einer feurigen Anrede, in welcher er sagte: „Ihr Unglücklichen werdet der Nation immer theuer sein. Ihr habt Schmach und Unglück erduldet, weil Ihr Euch nicht als Werkzeug der Tyrannei mißbrauchen und erniedrigen ließet, das Volk geachtet und geschützt habet. Dieses vom Despotismus so schwer geahndete Verbrechen verschafft Euch bei der Nation die höchste Ehre und erhöht den Glanz Eurer Tugenden, welche die Beräthrer vernichten wollten. . . . Ihr seid die Märtyrer der Konstitution, die wir zu vertheidigen geschworen haben.“

Dieser Auffassung direkt entgegengesetzt war diejenige Marat's, welcher in seinem „Volksfreund“ gestand, daß die Soldaten des Regiments Chateaufvieux Rebellen gewesen seien. Aber gerade das rechnete er ihnen zum Verdienste an. Sie hatten allerdings das Gesetz verlegt, „doch dies geschah nur, um den heiligsten Gesetzen der Natur zu folgen, vor welchen alle andern sich beugen müssen.“

Wenige Tage darauf, am 15. April, fand zu Ehren der Amnestirten ein großes Fest auf dem Marsfeld statt, bei welchem die Büsten Voltair's, Rousseau's und Franklin's beräuchert und die Ketten der ehemaligen Sträflinge von weißgekleideten Jungfrauen getragen wurden. Den mit zwanzig Pferden bespannten Triumphwagen zierte ein auf Karton gemaltes Bild der Freiheit. Unter den Reden war besonders diejenige Robespierre's von Interesse, der diese Feier als die des edelsten aller Revolutionsfeste pries. Nur ein Tag könne mit diesem wetteifern, der Tag nämlich, an welchem der König gefangen in Paris eingezogen. Das Bundesfest sei durch die Gegenwart Lafayette's und des Hofes herabgewürdigt worden. Der 15. April ercheine rein und unbeslekt als der Tag, an welchem die Unschuld über das Laster und über die Verleumdung den Sieg gewann. „Die auf Piken gepflanzten Galeerenmützen bildeten wieder einen Haupt Schmud der Feier und wurden so, nachdem sie schon vom Jakobinerklub als Zeichen der errungenen Freiheit angenommen worden, zu einem der bekanntesten Symbole des sanskulottischen Frankreichs.“

Woher hatten aber die Jakobiner dieses Zeichen? Eine interessante Andeutung hierüber enthält die neueste Publikation des bekannten Genfer Professors Galiffe, einer Sammlung bisher ungedruckter, theilweise höchst werthvoller Briefe von Genfern und Genferinnen des 18. Jahrhunderts. (D'un siecle à l'autre,

Correspondence inédites. Genève 1877.) Galiffe hat bei dieser Arbeit auch die Rathsprotokolle nachgeschlagen und dabei die Entdeckung gemacht, daß schon Mitte November 1791, somit immerhin anderthalb Monate vor Erlaß des Dekrets, welches den schweizer Soldaten die Ketten abstreifte, in Genf die rothe Mütze von revolutionär gesinnten Bürgern getragen wurde. Die Protokolle vom 15. bis 18. November enthalten im Wesentlichen Folgendes:

In der Nachmittags Sitzung des 15. theilte das Oberhaupt der Polizei mit, ein gewisser Motiu, genannt la Liqueur, sei begleitet von zahlreichem Volk, durch die Gassen gewandert, mit einer rothen, den weißen Buchstaben „G“ tragenden Mütze bekleidet, wie solche in Frankreich die Galeerenklaven besitzen; offenbar wolle der freche Mensch dadurch andeuten, daß er und seine Klasse, die Ratis\*, ebenfalls in Fesseln geschlagen seien. Er habe

\*) Die politisch-soziale Gliederung des Gemeinwesens war eine sehr scharfe. Zuerst kamen die „Citoyens“, kaum ein Sechstel der Gesamtheit, als die eigentlichen Machthaber; den zweiten Rang nahmen die „Bourgeois“, den dritten die „Ratis“ ein, die Nachkommen von bloßen Einwohnern. Die zwei untersten Schichten, die „Habitués“ und die „Domiciliés“ bildeten die große Mehrzahl, waren jedoch in rechtlicher Hinsicht so übel dran wie die „Sujets“ der zur Stadt gehörigen Landgemeinden. Aus Galiffe's Buch erfahren wir auch einiges über die Familie des berühmten Revolutionärs Marat. Auf eine Anfrage aus Paris über den „jungen Doktor Marat“, antwortet Professor Le Sage im Jahre 1774: „... Der Vater Marat's war zuerst Professor in seinem Heimatland Sardinien, später in Spanien. Er kam nach Neuenburg um die Religion zu wechseln, heirathete, und der Sohn, welcher ihm geboren wurde, ist der Doktor, den sie kennen. Die Frau starb; er heirathete eine Genferin, welche ihm einen Sohn und drei Töchter schenkte. Er ließ sich in Genf nieder und starb, nachdem er auch seine zweite Frau durch den Tod verloren, letztes Jahr dahier in größter Dürftigkeit. Der jüngere Sohn ist seit langer Zeit Kandidat der

Wahl im Klublokal „de la Grille“ verhaften lassen, worauf sofort zwei Bürger erschienen, um Beschwerde zu führen. Das mit ihnen angestellte Verhör ergab, daß drei solcher Mützen fabrizirt worden waren, was auf das Bestehen eines Komplottes wies. Man behielt die zwei Bürger im Gefängniß und zog noch einen Dritten ein. Der Rath beschloß Einleitung des Strafverfahrens und provisorische Schließung des Gesellschaftshauses de la Grille, „welches das ganze Jahr über der Sammelplatz der turbulentesten Ratis und der eigentliche Heerd der Empörung gewesen.“ Man wagte indessen nicht so weit zu gehen, sondern begnügte sich den Mitgliedern des Klubs anzuzeigen, daß man sie überwachen, und für alle weiteren Vorkommnisse verantwortlich erklären und das Lokal auf die erste Klage hin schließen werde.

Hiermit war die „Frage“ für einmal erledigt; erst im November des folgenden Jahres hatte sich der Rath nochmals mit derselben zu beschäftigen. Die Betrübniß über diese „Störung der öffentlichen Ruhe“ war groß, doch suchten die Herren mehr auf dem Wege der Güte vorzugehen, einem Wege, den die Gewalt stets dann betritt, wenn ihr kein anderer übrig geblieben. Das aristokratische Regiment trachte bereits in seinen Fugen und im Dezember brach es vollends zusammen.

Auf die politische Entwicklung Frankreichs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat die kleine Republik Genf in mächtiger Weise eingewirkt. Man hat J. J. Rousseau den Theoretiker der Revolution genannt; es wäre interessant, zu wissen, ob auch deren Symbol, die rothe Mütze, von Genf aus nach Frankreich hinüber gewandert ist. Reinhold Mügge.

Theologie und einer der hitzigsten Ratis. Die Fräulein Marat gaben Unterricht in Geographie, Modearbeiten zc. und sind gleichfalls sehr exaltirt.“ — Die Familie Marat existirt heute noch in Genf, schreibt sich aber der ursprünglichen Orthographie gemäß Mara.

## Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Es war völlig dunkel geworden, die säumige Magd erschien immer noch nicht mit den Speisen. — Gertrud, fürchtend, daß irgendein Unglück in der Küche geschehen und dem Kalbschlägel etwas zugestoßen sein könnte, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, da sie ihn verlassen, begab sich langsam hinweg und machte so der Hofrathin Platz, die mit einer gewissen Feierlichkeit sich nahte, und die Hand Jakobs ergreifend ihn nach dem freien Plaze vor die Laube führte.

Hier angelangt, sprach sie vernehmlich: „Mein verehrter Schwager! Vertraut mit den Sitten und Gebräuchen hochstehender Leute, wenn es sich um die Feier eines solchen Tages handelt, wie der heutige, glaubten wir, Sie nicht besser ehren zu können, als wenn wir eine ähnliche, würdige Feier arrangirten, und haben wir weder Zeit noch Mühe gespart, um Ihnen ein schwaches Zeichen unserer Verehrung geben zu können.“

Diese weisvolle Anrede erregte allgemeine Aufmerksamkeit bei den älteren Mitgliedern der Gesellschaft, das junge Völkchen bewegte sich nämlich immer noch lachend und scherzend im Hintergrunde des Gartens umher und tändelte, gleich muthwilligen Sommervögeln, zwischen den Rosenbüschen.

Hans hatte sich zu Adalgunde gesellt. Die Liebe, welche in den Herzen dieser beiden seltsamen Menschenkinder geeint, war endlich zur Frucht gereift, die nur eines letzten, kleinen Anstoßes bedurfte, um von dem Baume der Erkenntniß — wie Emmerenzia in einem ihrer Liebesgedichte in gereimter Prosa sagte — mit leichter Mühe herabgeschüttelt zu werden.

Der Abenddämmerung dunkler Schleier verhüllte gütig den Blicken des Mädchens die Häßlichkeit ihres Geliebten, sie hörte nur seine zärtlichen Worte, fühlte den Schlag seines Herzens, als er, ihren Arm innig an sich pressend, ihr immer und immer nur von seiner Liebe sprach und sie fragte, ob sie ihn nicht ein wenig wieder lieben könne.

Adalgunde fühlte, daß dies der Fall sei, — es bereitete dem alten, einsamen Mädchen eine unendlich süße Empfindung, sich

doch von einer Menschenseele treu und wahr geliebt zu wissen. Freilich wohnte besagte Seele in einer ziemlich unschönen Hülle, und was mehr sagen will, die letztere gehörte einem blutarmen und auf einer sehr niederen Stufe in der Gesellschaft stehenden Manne an. Ein kurzer Kampf noch gegen die mit der Muttermilch eingefogenen Vorurtheile, und Fräulein Adalgunde von Bartels sank hingebend an die schmale Brust des getreuen Hans, dessen lange Arme die zarte Gestalt umschlossen, als gälte es, eine kostbare Beute festzuhalten.

Lauter und sehnsuchtsvoller schlug die Nachtigall, süßer hauchten die Rosen ihre holden Düfte, das Geräusch des lauten Lebensmarktes drang nicht bis zu diesen Glücklichen.

Selbstvergessen ruhte Adalgunde noch immer an des Geliebten Brust, während die Lippen der beiden sich zu einem langen Kusse geeint. Mitleidig verhüllte die Nacht mit ihrem Schleier das zärtliche Paar vor den neidischen und spottfüchtigen Blicken der Menschen. Da auf einmal blitzte es auf — ein verrätherischer Strahl. Sie sehen es nicht. Und jetzt — wehe! Tageshelle herrschte plötzlich. Das elektrische Licht, welches Papa Hofrath entzündet, verschleuchte siegreich das Dunkel und zeigte mit fürchterlicher Deutlichkeit, was sich im Schutze der Nacht geborgen gewöhnt!

Auf dem Kieswege, an den Stamm eines hochstämmigen Apfelbaumes gelehnt, stand Hans und sein Liebchen vor aller Augen, Brust an Brust, Mund an Mund geschmiegt.

Mit einem Schrei des Entsetzens brach die Hofrathin zusammen, und wie ein Echo antwortete diesem mütterlichen Rufe ein leiser Aufschrei Adalgundens, die sich jetzt, von der mitleidlosen Helle überfluthet, bleich und zitternd aus den Armen ihres Geliebten riß.

Hans stand da, als sei er zu Stein erstarrt; dann fuhr er sich mit den Fingern seiner graubehandschuhten Hände in das künstliche Toupet und stürzte unter dem Spottgelächter, das Emmerenzia und Martha ausstießen und in das Meißter Johann

und Frau Friederike unwillkürlich einstimmen, fortgerissen von der Komit der Situation, dem Ausgange des Gartens zu.

Allmählich erfolgte das verhängnisvolle elektrische Licht, die vorige Dunkelheit folgte und verhüllte zwar das schamvolle Antlitz Adelgundes, die in die Arme der Schwester geflüchtet war, andererseits aber verursachte sie einen bedauerlichen Zusammenstoß.

Als Hans nämlich, einem Irrsinnigen gleich, in seiner Verzweiflung dem Ausgange zuflüchtete, trat durch die schmale Gartenthür Gertrud mit der Magd, beide den Speiseforb sorglich zwischen sich tragend. Ueber diesen nun stürzte Hans in wildem Anprall, und zur Erde fallend, riß er den Korb mit sich, dessen Henkel die erschreckten Frauen unwillkürlich losgelassen hatten. Der appetitliche Inhalt leerte sich auf den Rasen aus. Die schöngebräunte Kalbskeule kollerte von den Scherben der zerbrochenen Schüssel in Sand und Unkraut, und das Kirschentompot ergoß sich in rothen Ströme, ihr nachfließend.

Ein bitterer Hohn war es, daß just in diesem Augenblick drei Raketen strahlend aufstiegen, und das Wehgeschrei Gertruds und der Magd klang in die Ohren des übereifrigen, kleinen Hofraths, der sich des gelungenen Werkes freute, wie Hochruf.

Zur selben Zeit herrschte aber in dem Lusthause eine noch größere Verwirrung. Dame Edeltrud war, wie wir bereits gemeldet, in wirkliche oder auch nur fingirte Ohnmacht gesunken bei dem für ihr Mutterherz so fürchterlichen Anblick.

Die gutmüthige Frau Friederike beschäftigte sich zuerst mit der Leidenden und suchte ihr den Inhalt eines Weinglases einzulösen, wobei sie die Hülfe Marthas und Emmerenzias begehrte.

Die beiden schadenfrohen, alten Jungfern beneideten sich nichtsbewussten, die alte Dame, welche auf die hölzerne Bank in der Laube gesunken war, aufzurichten, und über diesem Bemühen hatte man die Hauptperson, den Erbonkel, gänzlich vergessen.

Zum Glück erinnerte Meister Johann sich seiner und erblickte den Bruder unbeweglich in seinem Sessel sitzend. Der besorgten Frage, ob ihm etwas fehle, antwortete nur ein unartikulirtes Lallen, und beim schnell vorübergehenden Leuchten der aufsteigenden Raketen konnte der Schreinermeister zu seiner Bestürzung sehen, daß Jakobs Mund häßlich verzerrt war und seine kleinen Augen wie verglast vor sich hinstarrten.

Jetzt stieß der Meister einen Marmruf aus, in den sich die Schreie der Frauen mischten, die sofort die Stiche ließen, als ihnen klar ward, was hier geschehen.

Ein Feuerregen prasselte, in schönen Garben aufsteigend, hernieder, und wieder glaubte der Hofrath in unseliger Verblendung, daß die dumpfen Schreie, welche an sein Ohr schlugen, Ausrufe des Beifalls und Entzückens seien. Deshalb ließ er zum Schluß noch einmal das elektrische Licht erstrahlen und begab sich darauf, händereibend und vergnüglich lächelnd, aus seinem versteckten Winkel nach dem Lusthause, sicher, dort die schönsten Komplimente für seine trefflichen Leistungen in Empfang zu nehmen. Die ungewohnten körperlichen Anstrengungen hatten ihm auch Appetit gemacht, deshalb erregte der Gedanke an das Festmahl ihm die angenehmsten Vorstellungen.

Armes, graues Männlein, — hemme den eiligen Schritt und denke der bitteren Wahrheit, welche der alte Vers enthält:

„Zwischen Lipp' und Kelchstrand  
Waltet dunkler Mächte Hand!“

Die letzten Strahlen des elektrischen Lichtes beleuchteten die noch immer ohnmächtige Edeltrud, eine Gruppe händeringender Frauen, die unbeweglichen Züge des Erbonkels und — die prächtige, im Grase ruhende Kalbskeule, die von dem rothen Ströme des Kirschentompots bereits erreicht und überfluthet war.

\* \* \*

Wenn ein verheerendes Erdbeben eine blühende, prangende Flur verwüstet, stolze Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt, und am nächsten Morgen die Sonnenstrahlen wieder hell und freundlich diese Stätte der Zerstörung beleuchten, so nennt man das einen grellen Kontrast und empfindet dabei wehmüthig die gänzliche Unsicherheit und Unzulänglichkeit desjenigen, was wir Glück zu nennen belibien.

Ähnliche Betrachtungen drängten sich bewußt und unbewußt den Mitglieder der Familie Bartels und den theilnehmenden Dohlemwinklern auf.

Welche Fülle von Stoff, welche Hochfluth von Neuigkeiten! Dem Mittheilungsbedürfnisse der Dohlemwinkler war mit einemmale für längere Zeit abgeholfen.

Begeben wir uns zuerst in die „standesgemäße Wohnung“. Diesmal lag Dame Edeltrud nicht, wie bei Köschens entdecktem Stelldichein, eine Migräne heuchelnd, auf dem Ruhebett. Der Stoß war tiefer — bis in's Herz hinein gedrungen.

Die Erinnerung an die gestern erfahrene entsetzliche Demüthigung trieb sie raslos umher, und gleich dem Gespenst aus dem Gesichte der Raugrafen Godel, das, der Sage nach, in der Abtei umgehen sollte, irrte die Hofrathin ruhelos von Zimmer zu Zimmer. Ihr Zorn wurde noch dadurch vermehrt, daß die ernstliche Erkrankung des Schwagers Jakob sie daran hinderte, Rache an dem Verfäher ihrer 39jährigen Tochter zu nehmen, denn sie war überzeugt, daß der Erbonkel im Interesse der Familienehre eine exemplarische Bestrafung des Frevlers vorgenommen hätte. Worin diese bestanden, war der Dame allerdings nicht ganz klar, jedenfalls mußte der Verbrecher das graue Haus am Markte, die Stadt, ja das Land verlassen.

Auf ihrer unruhigen Wanderung durch die Gemächer der standesgemäßen Wohnung vermied Dame Edeltrud, eines derselben zu betreten, obgleich sie den Schlüssel dieses Thurmzimmers in der Gürteltasche trug.

Dieses Stübchen, sonst der Aufenthaltsort eines sinnigen Mägdeleins, war jetzt in ein Gefängniß verwandelt. Hier schmachtete die von Schmerz und Scham gleich tief Gebeugte.

Adelgunde saß an dem Fenster und blickte durch die kleinen, trüben Scheiben hinaus in die sonnige Landschaft. Die Augen des armen Geschöpfes waren roth umrandet und die dünnen Locken hingen so schlaff und gelöst herab, als hätte die Schale des mütterlichen Zornes sich nicht bloß figürlich, sondern in Wirklichkeit über das blonde Haupt der Tochter ergossen.

Auf dem noch unberührten Lager — Adelgunde hatte in ihrem Jammer garnicht einmal den Versuch gemacht, sich zur Ruhe zu begeben — lag das weiße Festgewand, die blauen Schleifen und der Bergknechtzweig. O, es bedurfte dessen nicht, um sie unaufhörlich an den kurzen Augenblick des Glückes zu erinnern, dem so tiefe Demüthigung und lange Reue folgen sollte!

Trostlos starrte sie vor sich hin. Wenn auch nur das kleinste Fünkchen Trost ihr geblieben, wenn ein noch so entfernter Hoffnungsschimmer ihr geleuchtet hätte!

Aber nein, daran war garnicht zu denken. Die Mutter war unversöhnlich, das wußte sie, und nie würde sie eine Verbindung ihrer Tochter, eines Fräuleins von Bartels, mit einem simplen Ladendiener gestatten, den ganz Dohlemwinkel nur unter dem Namen „der lange Hans“ kannte.

Zudem hatte besagter Hans ja noch garnicht einmal um ihre Hand, sondern nur um ihre Liebe geworben.

Liebe — verhängnisvolles Gefühl, es hatte ihr nie Glück gebracht. Auch Theobald Wagner hatte ihr einst Liebe geheuchelt, was ihn indessen nicht abgehalten, die Majorstochter zu heirathen und allmählich Vater von neun Kindern zu werden.

Und Hans? Er würde sie sicherlich auch vergessen, besonders wenn die strenge Mutter ihre Drohung noch ausführte und sie nach Wolfsburg in die Diakonissenanstalt schickte. „Denn,“ so hatte Dame Edeltrud noch heute freih zornig geäußert, „nachdem du die Ehre unserer Familie hier besleckt, kann ich dich nicht mehr um mich dulden, ohne das reine Wappenschild derer von Reckenstein selbst zu verunglimpfen.“ Wüthig war keine Hoffnung auf eine mildere Gestaltung ihres Geschickes, zumal auch der Erbonkel, der vielleicht Erbarmen mit ihr und Hans gefühlt, durch beider Schuld erkrankt war.

Ein tiefer Seufzer entrang sich bei dieser letzten Erwägung dem zarten Busen des armen Mädchens.

Da ward leise der Schlüssel in das Schloß gesteckt, die Thür geöffnet und Köschens trat in das Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

## Parlamentarier.

VII.

„Meine Feinde sind feig!“ Dieser Ausspruch Friedrich Wilhelm IV. paßt wohl auf niemanden besser, als auf Herrn v. Urruh, unter dessen Präsidium der Steuerverweigerungsbeschluß von der kon-

stituierenden Versammlung in Berlin im Jahre 1848 gefaßt wurde, der „Steuerverweigerungsbeschluß“, welcher nach Urruh's eigenen späteren Worten „eigentlich gar kein Steuerverweigerungsbeschluß war“, da er die zweite Lesung noch nicht hinter sich hatte.

Wäre die Sache gut abgegangen, dann hätte sich von Urruh natürlich als den Helden des siegreichen „passiven Widerstandes“ auf-

gespielt, so aber verleugnete er sein eigenes Werk. Ein kostbarer Kauf dieser „revolutionäre“ von Unruh, dieser Vater des „passiven Widerstandes“, der am 10. November 1848 in folgender komischen Tirade sein Herz ausschüttete:

„Solange die Presse, solange das Vereinsrecht nicht von neuem geknebelt werden, hat das Land die Mittel in der Hand, ohne Blutvergießen den Sieg über die Bestrebungen der Reaktion herbeizuführen.“

Diese Worte hat von Unruh auch unter sein Bildniß geschrieben. Uebersetzen wir dieselben in gutes Deutsch, so tritt die ganze Zämmlichkeit dieses traurigen Phrazeurs in das rechte Licht:

„Solange die Reaktion sich nicht rührt, solange die Reaktion sich vor unseren Worten fürchtet, solange bleiben wir zum Heile des Vaterlandes oben auf und räumern weiter; wenn aber die Reaktion wirklich ernsthaft auftritt, wie sie es ja zu thun gewöhnt ist, dann, ja dann könnte es ein Blutvergießen geben, wenn wir nicht klug genug wären, in's Maulloch zu schlüpfen.“

Und dieser von Unruh, der persönlich so unbedeutend ist, beherrschte die berliner Rationalversammlung, weil dieselbe in diesem Manne der Halbheit das getreue und glänzende Spiegelbild ihrer selbst sah.

Wir würden weitaus den Rahmen, der uns bei diesen kleinen Bildern gesteckt ist, überschreiten, wollten wir sämtliche parlamentarische Schwach, die sich an den Namen von Unruh klammert, hier aufzählen. Deshalb sei es genug, wenn wir nur eines Beispiels noch Erwähnung thun.

Herr von Unruh erklärte sich ungefähr mit folgenden Worten in der Rationalversammlung gegen einen Antrag auf Amnestie:

„Wir leben in einem konstitutionellen Staate und wollen das konstitutionelle Prinzip ausbilden; wir müssen deshalb auch die Prärogative der Krone achten. Ein Antrag auf Erlass einer Amnestie ist ein Eingriff in solche Prärogative. Durch solchen Antrag kann ein unlösbarer Konflikt herbeigeführt werden. Wir wollen deshalb eine Interpellation einbringen in dieser Hinsicht; gibt uns das Ministerium eine ungenügende Antwort, so lassen wir das Ministerium fallen und die Krone wird sich fügen.“

Ein sonderbarer Kauf, der da glaubt, daß die Krone einen Antrag mißbilligen, einer dieselben erscheinenden Interpellation aber ihre Zustimmung geben würde.

„Dem einen nicht zu Schaden, dem andern nicht zu Leide“ — diesen Spruch hätte von Unruh unter sein Bildniß setzen müssen.

Bringen wir nun kurz die Biographie unseres Helden. Geboren 1806 in Lüst, studierte in Königsberg; wurde Regierungsrath in Potsdam, später Gründer. 1848 wurde er Mitglied der preussischen Nationalversammlung und war eine Zeitlang Präsident derselben; 1849 wurde er Mitglied der zweiten Kammer; 1859 Mitglied des Nationalvereins; 1863—1873 Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses; seit 1867 Mitglied des deutschen Reichstags.

Daß er auch, weil es Mode war, in der Konfliktperiode Fortschrittsmann wurde, ist natürlich, natürlicher aber noch, daß er später einer der Hauptbegründer und Haupthelden des Nationalliberalismus war.

Seine politische Thätigkeit ist in den letzten Jahren unter Null gesunken, dagegen hat der verehrte Abgeordnete die Gründerperiode für sich nicht unbenutzt verstreichen lassen. Weil nun die Sozialdemokratie eine Hauptfeindin der Gründerei ist, deshalb ist von Unruh ein Hauptfeind der Sozialdemokratie. Er schreibt infolge dessen auch kindische Pamphlete gegen dieselbe, die natürlich nur die Wirkung haben, der Sozialdemokratie weiteren Boden zu schaffen. Diese von Unruh'schen Endeschriften warnen, da sie von Ignoranz und Servilismus strotzen, sofort jeden vernünftigen Leser vor dem Liberalismus und machen ihn dem Sozialismus geneigt.

Zwei Eigenschaften sind noch besonders zu von Unruh's Charakter zu verzeichnen. Wenn der edle Herr in „seiner“ Gesellschaft sich befindet, so ergötzt er sich damit, geistreiche Foten zu erzählen, wie Hans Blum ausdrücklich einmal von seinem Bestimmungsgenossen in der „Gartenlaube“ erzählt hat.

Dann ist die Russenfreundlichkeit des Herrn von Unruh unendlich groß, weil er mit den unfunktivierten Russen als Direktor der Norddeutschen Wagenfabrik und seiner sonstigen Gründungen gute, ja sehr gute Geschäfte gemacht hat — ein braver Patriot und Volksvertreter! Nicht wahr?

Seinem Bestimmungsgenossen Fritz Kapp ist eine solche Russenfreundlichkeit doch etwas zu stark, drum gibt derselbe dem Regierungsrath a. D. und Gründer von Unruh eine Lektion in der „Nationalzeitung“, indem er meint, daß von Unruh die Herren Russen doch allzusehr durch die Geschäftsbrille angeschaut habe.

Nehmen wir nun Abschied von diesem großen Lichte des preussisch-deutschen Nationalservilismus, dessen hervorragende Eigenschaften wir den Lesern zur Genüge vorgeführt haben.

Vertichtigung. Vom Rhein erhalten wir von einem hervorragenden Parteiführer der christlich-sozialen Anschauung folgende Zuschrift:

„Ich möchte Sie bitten, einen Irrthum in dem Artikel „Parlamentarier III“ cf. die „Neuen Welt“ 3. Jahrgang Nr. 6 dahin zu berichtigen, daß Herr Prof. Ferdinand Walter in Bonn nicht im Jahre 1859 gestorben ist, sondern heute dort noch lebt. Derselbe ist freilich hochbetagt und vollständig erblindet.“

**Gift im Hause.** Welchen schädlichen Einflüssen wir täglich durch den Genuß von gefälschten Nahrungsmitteln ausgesetzt sind, ist von der Presse schon hinreichend besprochen worden. Daß das Fälschungssystem sich aber auch auf unsere nächste Umgebung, wie Wände, Möbel etc. erstreckt, wird vielen noch unbekannt sein, und grade hier werden die allergeringsten und giftigsten Stoffe verwendet. So finden die wegen ihrer Schönheit sehr geschätzten arsenhaltigen Farben, Schweinfurter Grün, Scheel'sches Grün, Braunschweiger Grün u. dgl., obwohl sie gesetzlich verboten sind, in der mannichfaltigsten Weise Verwendung. So hat man z. B. zuweilen sogar verdächtige grüne Tapeten, um sie verläßlich zu machen, mit mattgrünen, unschädlichen Farben überzogen gefunden. Es ist dies umso gefährlicher, als man grade bei diesen das Gift nicht vermuthet; häufig findet sich auch das Arsen nicht in der Tapete, sondern in dem Anstrich des Wand bedeckenden Verputzes. Jedoch nicht die grünen Farben allein sind es, welche den Verdacht eines Arsengehaltes in nicht unerheblicher Menge als berechtigt erscheinen lassen, sondern man hat einen solchen mehrfach in Tapeten von brauner, grauer, blaugrüner und vor allem auch von rother Farbe nachgewiesen. Es ist deshalb dringend empfehlenswerth, jede Tapete vor ihrer Anheftung auf einen eventuellen Gehalt von Arsen prüfen zu lassen. — Aber auch Gegenstände, die dem menschlichen Körper noch näher kommen als Tapeten, und bei deren Verwendung man kaum an ihre gesundheitsgefährlichen Eigenschaften denken möchte, können dem Verdachte eines Arsengehaltes unterliegen. Das Reichsgesundheitsamt hat einen Fall veröffentlicht, bei dem ein baumwollner Futterstoff, der zur Untersuchung eingekauft war, einen beträchtlichen Gehalt an Arsen enthielt. Der Stoff war auf der einen Seite glatt und von homogener schwarzer Farbe, während die andere Seite eine raue Oberfläche von mattschwarzem Ton zeigte, auf der sich an einzelnen Stellen, mit dem Gewebe fest zusammenhängend, größere oder kleinere weißliche Punkte oder Flecke bemerkbar machten. Die Prüfung von nur vier Quadratcentimetern ergab einen starken Arsengehalt. Daß ein solcher Stoff, wenn er in großer Oberfläche, z. B. als Futter u. dgl. zu Kleiderstoffen verwendet wird, auf die Gesundheit einen sehr nachtheiligen Einfluß ausübt, wird wohl niemand bezweifeln, und wenn seine Wirkung im Anfang auch gering ist, sie häuft sich mit jedem Tage in ihren Folgen und kann in vielen Fällen den Keim zu Krankheiten legen, deren Ursache oft spät, oft garnicht entdeckt wird. Unter solchen Verhältnissen wäre es Pflicht der Industrie, dem öffentlichen Wohle Rechnung zu tragen und Mittel zu erfinden, die bei gleicher Wirksamkeit die schädlichen Eigenschaften des Arsen nicht besitzen. Solange aber die gewissenlose Privatindustrie auf Gelderwerb um jeden Preis ausgeht, wird man von dem Arsen unter den verschiedensten und häufig unerwartetsten Gestalten bis zum häuslichen Herde verfolgt werden, und die strengsten Maßregeln der Sanitätspolizei werden sich als ohnmächtig erweisen, all' den vielen Betrügereien den Garauß zu machen. H. Schm.

„König Mammon und die Freiheit“ ist der Titel eines „neuen Bilderbuchs“, welches im Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig erschienen ist. Bei der Herausgabe dieses Bilderbuchs ist der Wunsch maßgebend gewesen, auf den Weihnachtstisch der Kinderwelt eine Gabe niederzulegen, welche weder zu gedankenlosem Zeitvertreib dient, noch zur Vergiftung des Kindergemüths durch Verbreitung von Kriegs-, Mord- und Gespenstergeschichten, noch auch zur Abstumpfung des kindlichen Verstandes durch Pflege religiösen Aberglaubens. Wer die Menschheit sich erobern will, muß bei den Kindern anfangen — das ist eine gute Lehre, welche die Anhänger des sozialistischen Humanitätsgedankens sehr wohl beherzigt haben. Daß es nicht leicht ist, bei solchen literarischen Erzeugnissen für das erst keimende Denbvermögen und die primitiven Gefühlsregungen der Kinder den rechten Ton, den besten Stoff und die gewinnendste Darstellungsweise zu finden, wird kein Einsichtiger leugnen. Aber gerade mit Rücksicht auf die einem solchen Unternehmen entgegenstehenden Schwierigkeiten ist nicht zu verkennen, daß es jedenfalls ein glücklicher Gedanke war, den Mammon, den Hunger, die Heuchelei, Noth und Haß, Geiz und Zwietracht, Rache und Krieg in abstrahirenden Gestalten zu personifiziren und abzubilden, während die Freiheit mit ihren Gefolge von Liebe und Frieden, Heldenmuth und Gerechtigkeit, Wahrheit und Ruhm, Fleiß und Wissenschaft, Einigkeit und Wohlstand in anmuthigen Bildern vor dem Kindesauge erscheinen sollte. Bezüglich des Textes, welcher den Bildern und den sie erläuternden einfachen Versen beigegeben ist, wird man sogar gestehen müssen, daß er aus einem ungewöhnlich reichen Schatze literarischer Kenntnisse mit seltenem Geschick Passendes und Treffliches auszuwählen wußte. Wir wünschen, daß der durch die Höhe der Herstellungskosten bedingte Preis des Bilderbuchs (M. 1,20) seiner Verbreitung nicht hinderlich sein möge.

**Burg Rheinstein** (Bild Seite 112). Auf dem linken Ufer des Rheins, in jener ebenso durch landschaftliche Schönheit als durch historische, bis in die Römerzeit hinaufreichende Erinnerungen und Ueberbleibsel ganz ungewöhnlich ausgezeichneten Gegend, gegenüber von Ahmannshausen, der Heimat des schönen rothen Rheinweins, liegt auf 250 Fuß über den Strom sich erhebenden Felsen die uralte Burg Rheinstein. Schon im 13. und 14. Jahrhundert geschieht der Burg unter dem Namen Voitsberg, Fuizberg, auch Feizberg Erwähnung.

wann und von wem sie aber in ihrer ursprünglichen Gestalt worden sein mag, darüber ist uns keine Kunde verblieben. Im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts war sie eine Zeilang die Residenz Graf Rudolfs I. von Habsburg, den die deutschen Fürsten im Jahre 1273 zum deutschen Kaiser gewählt hatten und der seine kaiserliche Macht im Kampfe gegen das deutsche Raubritterthum erprobte und stählte. Im Jahre 1825 überließ die Familie von Czaj die Ruine der einst stattlichen Burg dem Prinzen Friedrich von Preußen, und dieser sorgte bis 1829 für ihre Wiederherstellung in einer ihrer früheren Einrichtung möglichst entsprechenden Weise. Prinz Friedrich stattete die neue Burg auch mit einer ziemlich reichen Sammlung von Antiquitäten, alten Waffen, Kunstwerten und Glasmalereien verschiedenster Art aus. Man sieht von Burg Rheinstein nicht weit hinaus in's Land; nach allen Seiten hin ist der Blick durch Berg und Wald in enge Grenzen gebannt. Aber was das Auge erschaut, ist von jener frischen, pikanten Schönheit, welche die Vergnügungspilger aus allen Welttheilen alljährlich die Rheinufer hinauf und hinabführt. G.

**Fraancesco Petrarca** (Portrait Seite 113) war der größte lyrische Dichter, den die sonnigen Fluren Italiens geboren. Seine von ihm selbst nichts weniger als hochgeschätzten, in italienischer Sprache gedichteten Volkslieder — in dem Canzoniere — sind die schönsten Kunstproben mittelalterlichen Minnegesanges. Die ihnen zu Grunde liegenden Gedanken sind in gleicher Weise sinn- und geistreich als mannigfaltig; ihre Sprache ist anmuthig und klar und ihre Form ist in hohem Maße kunstvoll zu nennen. Dabei fehlt es dem Dichter aber an vielen Stellen an jener Innigkeit der Empfindung und jener Glut der Leidenschaft, welche auch den nüchternsten Sinn zu bezaubern und hinzureißen vermögen. Nur in der Canzone, welche die damaligen politischen Zustände Italiens geißeln, schwingt er sich in seinem Dichtergeorne zu hoher Gewalt des Ausdrucks und Gedankens empor. Das Canzoniere ist immer und immer wieder in alle Kultursprachen übersetzt worden und in nahezu unzähligen Auflagen erschienen. Petrarca war indeß nicht allein der größte Dyrter des italienischen Volkes, sondern er galt auch für den gelehrtesten Mann seiner Zeit. Seine eifrigen Bemühungen um die Kenntniß der altrömischen Literatur und deren Verbreitung haben zur Beseitigung der starckristlichen Anschauungen, welche den Geist des Mittelalters gefesselt hielten, das ihrige beigetragen. Sein scharfblinder, mit Wissen so reich ausgerüsteter Verstand spottete der meisten Vorurtheile jener glaubensvollen, aber wissensleeren Zeit. Insbesondere richtete sich sein Verdammungsurtheil gegen die Thorheiten und Quacksalbereien der Astrologie und Alchemie, zwei angebliche „Wissenschaften“, deren verzweifelter Unsinn Abertausende Lebenslang und unausgesetzt beschäftigt und manch' reich begabten Kopf verrückt gemacht hat. — Eine große Anzahl von Schriften hat Petrarca in lateinischer Sprache abgefaßt, die ja bis in die neueste Zeit sich als die Sprache der Gelehrten aller Länder behauptet hat. Sein lateinisches Hauptwerk „De vitis virorum illustrium“ (über das Leben berühmter Männer) enthält die Lebensbeschreibung einer Anzahl berühmter Römer, mit dem sagenhaften Gründer Roms anfangend und mit Julius Cäsar schließend. Dasjenige seiner Werke, welches Petrarca und seiner Zeit am bedeutendsten erschien, das epische, gleichfalls lateinische Gedicht Africa seitdem einer Langweiligkeit, die dadurch nicht vermindert wird, daß sein Held der Befieger Karthagos Scipio Africanus der Ältere ist, und die es für unsere Geschmacksanforderungen ungenießbar erscheinen läßt. Von hervorragender Wichtigkeit für die Geschichte des 14. Jahrhunderts sind dagegen Petrarca's lateinische Briefe. — Petrarca's Leben war ganz der Kunst und Wissenschaft gewidmet. Am 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren studirte er von 1318 zu Montpellier und von 1322—25 zu Bologna die Rechte, widmete sich indeß 1326 wieder ganz dem Studium der Literatur. In demselben Jahre lehrte er nach Avignon, wo sein Vater zuletzt gewohnt hatte, zurück und trat in den geistlichen Stand ein, der das mittelalterliche Leben in allen seinen Beziehungen beherrschte. Am Charfreitag 1324 erblickte Petrarca zum erstenmale seine Laura, die er in seinen Liebesliedern feiert. 1333 führte ihn eine große Reise über Paris durch Flandern und Brabant nach Lüttich, Aachen, Köln und über die Ardennen nach Lyon. 1325 ertheilte ihm Papst Benedikt XII. die erste Pfründe mit einem Kanonikat in Lombes. Nach einer Reise nach Rom und von da über Spanien nach England erwarb er sich 1327 zu Vauluse im südöstlichen Frankreich ein Landgut. Hierher drang im Jahre 1341 die Kunde, daß ihn zwei der vornehmsten Pflegethümer mittelalterlicher Kunst — Paris und Rom — mit der Dichterkrone vor seinen Zeitgenossen auszeichnen wollten. Petrarca ließ sich den Lorbeerkranz, den ihm der römische Senat bot, im April 1341 auf dem Capitol zu Rom um die Schläfe winden. Bis zum Jahre 1351 lebte er zumeist in Avignon oder Vauluse. Einen Bischofsstuh, den ihm der Papst antrug, schlug er aus. Die kurz darauf folgende Erhebung des römischen Volkes gegen seine abligen Hinausfänger begründete er mit Begeisterung und, als der Volkstribun Cola Rienzi im Kerker schmachtete, nahm er sich desselben warm an. Von 1353 an lebte er in Mailand, wo er mit Kaiser Karl IV. bekannt ward, an dessen Hof nach Prag er 1355 in diplomatischer Mission gesendet wurde. Der

Kaiser gab seiner Achtung vor dem Dichter und Gelehrten in der Ernennung desselben zum Palzgrafen Ausdruck. Trotzdem widerstand Petrarca allen Verjuchen, ihn an Fürstenthöfen festzuhalten und zog sich schließlich in ein stilles Dorf zurück, wo seine Tochter, das eine von zwei Kindern einer uns unbekanntem Mutter, mit einem mailändischen Edelmann vermählt war. Hier überreichte ihn der Tod mitten in gelehrter Arbeit am 18. Juli 1374. Viele Monumente halten das Andenken des merkwürdigen Mannes bei dem italienischen Volke wach. G.

Auflösung des Räffelspruchs in Nr. 6 ist folgende dreifelhige Charade:

Der Reiter ist kein Reiter mehr, fehlt ihm das erste Silbenpaar.  
Die dritte Silbe bringt gar oft den Gensjenäger in Gefahr,  
Das Ganze bringt zum erstenmal den Lesern heut die „Neue Welt“,  
Und hoßt, daß dieses sinn'ge Spiel auch unter Euch viel Freunde zählt.

Auflösung dieser Charade ist:

Räffelsprung.

**Zur Beachtung.** Der Stubenmaler Anton Hirsch, geboren in Langseifersdorf, Kreis Reichenbach in Schlesien, gegenwärtig circa 49 Jahre alt, hat in Reichenbach gelernt, ist dann in die Fremde gegangen und hat vor 18 Jahren in Berlin gearbeitet; seit dieser Zeit fehlt jede Nachricht über seinen ferneren Verbleib. Seine arme, alte, mittlerweile verwitwete Mutter ist nun in der höchsten Sorge um ihren Sohn und wendet sich an alle Menschenfreunde mit der Bitte, ihr, wenn möglich, Nachricht von dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte desselben zu geben. — Etwasige Nachrichten wolle man gefälligst in unfrankirtem Briefe oder per Korrespondenzkarte an Wittve Hedwig Hirsch bei dem Sattlermeister Hrn. Gellrich, Langenbielau III., Schlesien adressiren.

Alle sozialistischen Blätter des In- und Auslandes werden gebeten, diese Notiz abzudrucken. Red. d. „N. W.“

### Korrespondenz.

**Leipzig.** Buchhandlung A. Wenzel. Das von Ihnen eingekendete Buch hat einer unserer Mitarbeiter zu rezensiren übernommen. — A. W. Fas in der Welt kein Wollfäll der Materie und kein Theil der einmal vorhandenen Kraft verloren geht, sondern nur die Formen und die Wirkungsarten wechseln, ist vollkommen richtig. Aber eben eine jener vergänglichsten Formen, unter denen sich Massen von Materie zusammenfinden, ist unsere Erde, mit der die Menschheit eintinkt — wahrscheinlich wohl erst in Jahr-millionsen — untergehen wird. Daß damit nicht alles organische Leben im Weltall für alle Ewigkeit aufgehört haben wird, darf natürlich angenommen werden. Was Sie von der Wanderung der Dichtwellen durch's Weltall schreiben, beweist, daß Sie mander- lei gelesen haben!

**Schnarleben.** G. T. Das einfache Räthsel ist zu gebrauchen, bedarf jedoch der redaktionellen Korrektur.

**Darmstadt.** G. S. R. Dem Verfasser des Gedichtes „An meinen Sohn“, ebenso wie uns, wird es lieb sein, wenn seine Verse nicht nur momentane Rührung erzeugen, sondern auch zur Nachfolge auf dem Wege edlen Unglaubens begeistern.

**Mainz.** Dr. G. W. W. Ihr Brief nach Wunsch rechtzeitig an Sie abgegangen!

**Langenbielau.** A. K. Ihrem Wunsche konnte, wie Sie sehen, gewillfahrt werden. Von Intentionen gebühren kann bei so etwas keine Rede sein. Für die Aufhebung der Alten stel. Ant.

**Dresden.** R. R. Das Buch heißt „Rathgeber für Gewerbetreibende“ und ist von der Buchhandlung des „Vorwärts“, Leipzig, Händl. Nr. 12, zu dem von Ihnen erwähnten Preise zu beziehen. Ihr Gebante bezüglich der künstlerischen Darstellung von Vorfällen der Art, wie Sie einen mittheilen, ist gut; nur fehlen uns vorläufig noch die Künstler zur praktischen Ausführung desselben.

**Hamburg.** F. H. So harte Urtheile über die Arbeiten eines als Charakter bewährten und dem Namen nach weitbekanntem Mannes sollten jedenfalls taftvollerweise nicht einer den Blicken aller Welt offensichtlichen Postkarte anvertraut werden. Uebrigens: Theilen wirklich viele Befinnungsgenossen Ihre Meinung?

**Liegen (Oberseier).** J. K. Die Nationalökonomie ist diejenige Wissenschaft, welche die Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens der Nationen erklären soll. Die Bezeichnungen „gesellschaftliche Oekonomie“, „Sozialökonomie“ sind mindestens ebenso unzulässig, als die außerhalb Deutschlands vorherrschende „politische Oekonomie“. Die Nationalökonomie ist übrigens, gleich der noch jüngeren Wissenschaft der Statistik, nicht mehr als der Keim einer Gruppe vorläufig kaum dem Namen nach vorhandener Wissenschaften, die man unter dem Namen der Sozialwissenschaften zusammenfassen kann und die alle Beziehungen des gesellschaftlichen Menschenlebens zu beleuchten haben werden. — Einer Ihrer Wünsche ist, wie Sie gesehen haben werden, bereits erfüllt. Zur Aufklärung der „ärmlich dunklen Köpfe des österreichischen Volkes“ werden wir mit Vergnügen auch in Zukunft nach Kräften beitragen.

**Berlin.** G. L. Dank für die eingekendete Schachpartie. Das Resultat unserer Prüfung in nächster Nummer. — G. E. H. Ihr Wunsch wird Erfüllung finden!

**Bremen.** G. G. Wir werden uns mit einem Pödas,ogen in Verbindung setzen und Ihnen dessen Antwort auf Ihre Frage übermitteln.

**Schmelf.** F. Th. Die eingekendeten Verse sind nicht übel, aber für die „N. W.“ sind sie gar zu politisch. Für ein politisches Lokaltal dürften sie nach sorgfältiger Prüfung verwendbar sein.

**Dortmund.** G. H. Wenn Sie geschichtliches Material zu einer Arbeit über die Wiederäufertwörung haben, so schicken Sie es nur an uns. Das eingekendete Blättlein mit der Geschichte der Muttergottes von Wörl hat uns höchlich ergötzt. Was wird aus dem Kulturkampfe werden, wenn nächstens zur Errettung der Kirche die Jungfrau Maria, ihrer Prophezie gemäß, mit einer Legion Engel in Berlin ankommt und Sr. Durchlaucht dem Herrn Bismarck aus's Dach steigt! Daß es noch Leute gibt, die sich ein, 12 Quadratfuß großes, mit heißem Unsinne bedrucktes Blättchen gläubig lesen und mit 5—10 Pfennigen bezahlen, das ist allerdings nicht mehr zum Lachen!

**Regenitz.** G. Scholz. Eine kurze Biographie Seume's ist sammt dessen Portrait bereits im ersten Jahrgange der „N. W.“ erschienen. Wenn Sie eine kurze und billige Weltgeschichte wollen, die die Abthailen wenigstens nicht lässig läßt ober emittelt, so kaufen Sie sich die kleinste Ausgabe der Weber'schen Weltgeschichte.

**Jena.** J. J. Die Uebersetzung erscheint auch uns gut. Wir werden sie gelegentlich mit dem Original vergleichen und dann wahrscheinlich abdrucken. Besten Dank! — R. E. Das Silbenräthsel ist brauchbar. Lassen Sie es bei dem Uebersetzungsversuche nicht bewenden!

Die Fortsetzung der Anleitung zum Schachspiel erscheint in nächster Nummer.

(Schluß der Redaktion: Dienstag, den 27. November.)